



Die sogenannten Spervogelsprüche und ihre Stellung in der älteren Spruchdichtung

<https://hdl.handle.net/1874/323048>

A. gw. 192, 1937.

DIE SOGENANNTEN
SPERVOGELSPRÜCHE
UND IHRE STELLUNG IN DER
ÄLTEREN SPRUCHDICHTUNG

S. ANHOLT

BIBLIOTHEEK DER
RIJKSUNIVERSITEIT
UTRECHT.

Diss Utrecht 1937

DIE SOGENANNTEN
SPERVOGELSPRÜCHE
UND IHRE STELLUNG IN DER
ÄLTEREN SPRUCHDICHTUNG

PROEFSCHRIFT

TER VERKRIJGING VAN DEN GRAAD VAN
DOCTOR IN DE LETTEREN EN WIJSBEGEERTE
AAN DE RIJKS-UNIVERSITEIT TE UTRECHT
OP GEZAG VAN DEN RECTOR MAGNIFICUS
DR J. BOEKE, HOOGLEERAAR IN DE FACULTEIT
DER GENEESKUNDE, VOLGENS BESLUIT VAN
DEN SENAAAT DER UNIVERSITEIT TEGEN DE
BEDENKINGEN VAN DE FACULTEIT TE
VERDEDIGEN OP VRIJDAG 12 NOV. DES
NAMIDDAGS TE 4 UUR

DOOR

SALOMON ANHOLT
GEBOREN TE KAMPEN

AMSTERDAM — H. J. PARIS — MCMXXXVII

BIBLIOTHEEK DER
RIJKSUNIVERSITEIT
UTRECHT.

WED. J. H. VAN HANDEL

*AAN DE NAGEDACHTENIS MIJNER OUDERS
AAN MIJN VROUW EN KINDEREN*

INHALTSUWISSUMME

I. ALLGEMEINE EINLEITUNG	1
II. DIE VERFAHREN	1
III. DIE VERFAHREN	1
IV. DIE VERFAHREN	1
V. DIE VERFAHREN	1
VI. DIE VERFAHREN	1
VII. DIE VERFAHREN	1
VIII. DIE VERFAHREN	1
IX. DIE VERFAHREN	1
X. DIE VERFAHREN	1
XI. DIE VERFAHREN	1
XII. DIE VERFAHREN	1
XIII. DIE VERFAHREN	1
XIV. DIE VERFAHREN	1
XV. DIE VERFAHREN	1
XVI. DIE VERFAHREN	1
XVII. DIE VERFAHREN	1
XVIII. DIE VERFAHREN	1
XIX. DIE VERFAHREN	1
XX. DIE VERFAHREN	1
XXI. DIE VERFAHREN	1
XXII. DIE VERFAHREN	1
XXIII. DIE VERFAHREN	1
XXIV. DIE VERFAHREN	1
XXV. DIE VERFAHREN	1
XXVI. DIE VERFAHREN	1
XXVII. DIE VERFAHREN	1
XXVIII. DIE VERFAHREN	1
XXIX. DIE VERFAHREN	1
XXX. DIE VERFAHREN	1

PROMOTOR PROF. DR. A. G. VAN HAMEL

INHALTSÜBERSICHT

	Seite
EINLEITUNG	XI
I - DIE ÜBERLIEFERUNG	5
II - DER ALTE DICHTER (HERGÊR)	
1 - DAS ORDNENDE PRINZIP IN DEN PENTADEN	17
a) Die 1. Pentade	17
b) Die folgenden Pentaden	23
2 - FESTSTELLUNG DER PERSÖNLICHKEITEN UND IHRER GEGENSEITIGEN BEZIEHUNGEN	29
a) Kerlinc und Gebehart	29
b) Hergêr	31
c) Die Datierung des Dichters	33
3 - HERGÊRS SOZIALE STELLUNG UND DIE KUL- TURELLE BEDEUTUNG SEINER POESIE	38
III - DER JÜNGERE DICHTER (SPERVOGEL)	
1 - ZUR INTERPRETATION DER SPRÜCHE	49
a) Spervogels Stil	49
b) Die literarischen Beziehungen Spervogel-Winsbeke	61
c) Die Strophengruppe 1-11 AC (MF 20,1-22,24) (die Strophen 20,1 20,17 und 20,25; Voraussetzungen für die Zyklusthese; die Strophen 21,29 und 22,1; die Zyklusthese)	67
2 - DER MEISZENER DICHTERSTREIT	81
a) Spervogel contra Walther	81
b) Walther contra Spervogel (Spervogels Halmsspruch; Walthers Bohnenspruch)	88
	IX

	Seite
c) Der Wicmanspruch	96
d) Der Spruch 18,15	108
e) Spervogel 23,5	111
f) Schlussfolgerungen	114
3 - SPERVOGELS SPRÜCHE IM RAHMEN DER ÄLTEREN SPRUCHDICHTUNG	
a) Die kulturelle und politische Funktion der älteren Spruchdichter (Hergêr und Walther; Bruder Werner)	116
b) Charakteristik der Spervogelsprüche	141
IV - SCHLUSSBETRACHTUNG UND AUSBLICK	153

EINLEITUNG

Als ich mich zum ersten Male eingehender mit den in Minnesangs Frühling aufgenommenen ältesten Proben der Spruchdichtung beschäftigte, war es mir sofort klar, daß die in A und C in gleicher Anzahl und Reihenfolge überlieferten elf Strophen MF 20,1-22,24 einen Zyklus bildeten, die Schilderung der Erlebnisse eines Spruchdichters enthaltend, der einem Herrn als Berater in Fragen der Lebensführung zur Seite stand. Aber dieser Zyklusgedanke fand wenig Beifall, auch stand man einer derartigen Funktion des Spruchdichters skeptisch gegenüber, sodaß ich mich entschloß, weitere Gründe für meine Ansichten zu suchen. Daher prüfte ich die älteren Spruchdichter auf den Charakter ihrer sozialen Stellung und den Zweck ihres dichterischen Auftretens. So entstand die vorliegende Arbeit, die zum Verständnis der sogenannten Spervogelsprüche beitragen soll und darüber hinaus die weitere Entwicklung der Spruchdichtung berücksichtigt.

Den Ausgangspunkt für meine Untersuchung bildete die bekannte Abhandlung über Spervogel in dem I. Teil von W. Scherer's „Deutschen Studien“¹⁾. Hier wurden diese Sprüche methodisch untersucht, indem Scherer sie älteren Anregungen folgend auf ihre Verfasser prüfte. Er stellte auf Grund metrischer und biographischer Kriterien fest, daß die in den Handschriften A und C unter dem Namen Spervogel gehenden Sprüche hauptsächlich drei Autoren angehörten, deren jeder sich eines besonderen Tones bediente; er unterschied einen ungenannten alten Dichter, den er Spervogel Anonymus nannte, einen jüngeren Dichter, dem mit Recht der Name Spervogel zukam und einen noch jüngeren Dichter, der in der Handschrift A mit dem Namen des jungen Spervogel bezeichnet wurde. Auch entdeckte Scherer, daß die Strophensammlung des alten Dichters je 5 Strophen zu einem Zyklus vereinte, wobei noch ein Rest von

¹⁾ W. Scherer, Deutsche Studien, I Spervogel, WSB 64,283.

3 Strophen übrig blieb. Obwohl manche noch immer an die Einheitlichkeit der Töne des Anonymus und Spervogel glaubten, und auch die Richtigkeit der Pentadeneinteilung, wenigstens für einen Teil, bezweifelt wurde, drangen Scherers Ansichten am Ende durch; Garthaus' Versuch¹⁾, die Identität des Anonymus und des echten Spervogel nachzuweisen, wurde kaum noch beachtet. Für Scherer bestand der Wert der Anonymus- und Spervogelsprüche darin, daß in ihnen die spätere bürgerliche Dichtung vorgebildet war. Was die Datierung der Anonymussprüche betrifft, schloß Scherer sich Haupt an, der vermutete, daß mit Walther von Hûsen der Vater des Minnesängers Friedrich von Hausen gemeint sei, welcher in Urkunden bis zum Jahre 1173 bezeugt ist. Gegen diese Datierung erhob E. Henrici²⁾ in seiner Dissertation Widerspruch. Er hatte zu der Anonymusstelle 25,29-31 eine Parallele in der Kaiserchronik entdeckt und glaubte nun daraus auf Einfluß des Anonymusspruches auf die Kaiserchronik schließen zu dürfen. Ohne Zweifel befand sich Henrici damit im Irrtum, dennoch muß man ihm das Verdienst zuerkennen, daß er einen Walther von Hûsen schon in einer Urkunde vom Jahre 1124 nachgewiesen hat.

Scherer beschränkte sich darauf, sein Augenmerk auf die Verfasserfrage, die Handschriftenprobleme und die literarhistorische Stellung dieser alten Spruchpoesie zu richten, und hat zur Texterklärung selbst nur wenig beigesteuert. Mit dieser beschäftigten sich dann Schönbach³⁾, J. Meier⁴⁾, Wallner⁵⁾ und vor allem G. Ehrismann⁶⁾, der an Scherer und Schönbach anknüpfend manche tief sinnige Bemerkung über den Charakter der beiden Dichter und über den Stil und Gehalt ihrer Sprüche

1) F. Garthaus, Zur Spervogelfrage, Germania 28,214.

2) E. Henrici, Zur Geschichte der mittelhochdeutschen Lyrik, Berlin 1876.

3) A. Schönbach, Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke, WSB 141, II, 9 ff.

4) J. Meier, Beiträge zur Erklärung und Kritik mittelhochdeutscher Gedichte. Spervogel und der Anonymus PBB 15,307 ff.

5) Prager deutsche Studien Bd. 8.

6) G. Ehrismann, Beiträge zur Erklärung der Spervogelsprüche in der Festschrift für M. H. Jelinek 1928.

machte. An diese Untersuchungen will sich die vorliegende Arbeit anschließen.

Da sich mit der Handschriftenfrage bereits außer Scherer noch einige andere Forscher befaßt haben, so besonders Wisser (Jahresbericht über das Großherz. Mariengymnasium zu Jever 1882), konnte ich mich mit einer kurzen kritischen Betrachtung der bisher vorgebrachten Ansichten begnügen. Dagegen schien es mir von Wichtigkeit einige Probleme in den Sprüchen des alten Dichters zu erörtern, sowie dessen kulturelle Bedeutung und soziale Stellung zu erforschen. Dann wandte ich mich dem jüngeren Dichter, Spervogel, zu. Um dem Vorwurf zu entgehen, daß ich die Interpretationen der Strophenreihe MF 20,1-22,24 auf den Zyklusgedanken zugeschnitten hätte, hob ich die Priameln aus und suchte diese nach einer kurzen Analyse des Spervogelschen Stils zusammen mit den anderen Priameln des Dichters methodisch zu interpretieren. Nun hätte ich die Zyklusthese folgen lassen können. Es schien mir aber wünschenswert erst durch Heranziehung des Winsbeken eine sichere Grundlage für die Deutung einiger Spervogelsprüche zu gewinnen und auf diese Weise den Forscher in den Gedankenkreis der Sprüche einzuführen. Dann begann ich mit der Strophenreihe, vorläufig ohne den Zyklusgedanken zu erwähnen. Bevor ich mich an die Deutung der schwierigen Sprüche 21,29 und 22,1 machte, sah ich mich genötigt die Voraussetzungen zum Verständnis der Zyklusthese darzulegen. Noch von einer anderen Seite ließ sich diese These stützen. Einige Sprüche Bruder Werners zeugen von einer ähnlichen Beratertätigkeit wie hier für Spervogel angenommen werden mußte. Daher wurden die älteren Spruchdichter, namentlich Walther von der Vogelweide und Bruder Werner, auf ihre kulturellen und sozialen Funktionen untersucht. Für das Studium von Walthers Sprüchen lag in Wilmanns-Michels' Waltherausgabe und Waltherbiographie, wie auch in Burdachs Waltherforschungen reiches Material vor, für Bruder Werner stand Schönbachs Textausgabe mit erläuternden Ausführungen¹⁾ zur Verfügung. Leider hat Schönbach

¹⁾ A. Schönbach, Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke, WSB 148,VII und 150,I.

den Wert der Jenaer Liederhandschrift für die Textgestaltung der Sprüche unterschätzt, und es ist ihm auch nicht immer gelungen den Gehalt der Sprüche richtig zu erfassen. Ich sah mich daher vor die Aufgabe gestellt, die Fassungen der in C und J überlieferten Sprüche auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen und mußte mir die Verwendung einiger wichtiger Sprüche versagen, um eine den Zusammenhang meiner Ausführungen störende Auseinandersetzung mit Schönbachs Auffassungen zu vermeiden.

Über den Entwicklungsgang der Spruchdichtung gibt bekanntlich G. Roethe in seinem Werk über Reinmar von Zweter wertvolle Bemerkungen, die jedoch nicht ganz vorbehaltlos aufgenommen werden dürfen, da Roethe eine Scheidung zwischen adligen und bürgerlichen Spruchdichtern vornahm und alle für adlig hielt, denen die Überlieferung das Epitheton „hêr“ beilegt. Das Selbstgefühl des Spruchdichters wird beim adligen als Standesstolz gelobt, beim bürgerlichen für anspruchsvoll erklärt. Reinmar von Zweter und Walther werden als adlige Dichter hochgeschätzt, die „Spervögel“ aber als geringere Leute betrachtet. Dabei hätte ihn doch die von ihm selbst mit Verwunderung bemerkte Tatsache, daß Reinmar von Zweter, „den adliges Standesgefühl in eine höhere Sphäre der Gesittung erhebt“, sobald er mitteldeutsches Gebiet betritt sich in nichts mehr von seinen bürgerlichen Kollegen unterscheidet, eines Besseren belehren können. Es versteht sich, daß ich bei der Betrachtung der älteren Spruchdichter auf Vollständigkeit von vornherein verzichten mußte; auch hätte eine umfangreichere Untersuchung den Rahmen meiner Arbeit überschritten. Für meine Zwecke genügte es die kulturelle Bedeutung der Spruchdichter und ihre soziale Stellung kennen zu lernen. So wurde der geeignete Hintergrund geschaffen, von dem aus eine neue Charakteristik der Spervogelpoesie in Angriff genommen werden konnte.

Indessen führte mich die Deutung des Spervogelschen Halm-spruches auf den Spruch von Bohne und Halm bei Walther. Es gelang mir beide Sprüche unter einem und demselben Gesichtspunkt zu erklären und allmählich entwickelte sich ein Bild von dem Zusammentreffen der beiden Dichter am Meißener

Hof. Drei Sprüche Spervogels und zwei Walthers erschienen dabei in einer helleren Beleuchtung; in keinem anderen Spruch als 23,5 „Mich nimt wunder“ tritt uns Spervogels Gestalt so leibhaftig entgegen, auch zeigt kein Spruch so deutlich, wie schwach in Spervogels Sprüchen das Erlebnis zutage tritt. Auch ein altes Problem der Waltherforschung dürfte durch diese Untersuchung eine befriedigende Lösung erfahren haben: der unbekannt Dichter Wicman wurde mit Spervogel identifiziert. Mit Dankbarkeit benutzte ich den neuen Kommentar zu Walthers Gedichten, den von Kraus als Vorbereitung zu seiner Waltherausgabe erscheinen ließ, wenn ich auch selten mit seinen Ansichten übereinstimmen konnte. Diesen „Meißener Dichterstreit“ glaubte ich zwischen die Ausführungen über die Zyklusthese und die Erörterungen zur älteren Spruchdichtung einschieben zu müssen. In der Schlußbetrachtung habe ich einen Gedanken näher ausgeführt, der sich mir im Verlaufe meiner Untersuchung und als Ergebnis derselben immer mehr aufdrängte: die Frage nach dem Ursprung des Spruchdichters. Denn es wurde mir immer klarer, daß in dem Spruchdichter der germanische Priester (Kultredner) fortlebt. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, diese Auffassung überzeugend zu begründen.

STROPHENKATALOG DER HÄNDLINGSLEISTEN

(UND A.)

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

I.

Die Überlieferung

1. Eine in Bewegung stehende, in die Zukunft zu
2. Unstetigkeit, die in der Vergangenheit, die sich nicht
3. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
4. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
5. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
6. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
7. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
8. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
9. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
10. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
11. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
12. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
13. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
14. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
15. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
16. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
17. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
18. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
19. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
20. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
21. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
22. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
23. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
24. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
25. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
26. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
27. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
28. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
29. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
30. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
31. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
32. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
33. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
34. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
35. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
36. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
37. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
38. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich
39. Wird, sondern die sich bewegt, und die sich bewegt, die
40. Es gibt eine Bewegung, die in der Vergangenheit, die sich

Verlag des Verfassers, Berlin, 1911.

Druck: Verlagsdruckerei, Berlin, 1911.

STROPHENBESTAND DER HANDSCHRIFTEN
C UND A¹⁾

Spervogel

C A

1	1	Swer in fremeden landen vil der tugende hât
2	2	Unmære hunde sol man schüpfen zuo dem bern
3	3	Swer suochet rât und volget des der habe danc
4	4	Ez zimt wol helden daz si frô nâch leide sîn
5	5	Waz frumt dem rosse daz ez bî dem fuoter stât
6	6	Swer einen friunt wil suochen dâ er sîn niht enhât
7	7	Swer lange dienet dâ man dienstes niht verstât
8	8	Diu saelde dringet für die kunst daz ellen gât
9	9	Wan sol einen biderben man wol drîzec jâr
10	10	Sô wê dir armüete du benimest dem man
11	11	Sô wol dir wirt wie wol dû doch dem hûse zimest
12	12	Ich sage iu lieben süne mîn
13	13	Mich riuwet Fruot von über mer
14	14	Wer sol ûf Steinesberc
15	15	Dô der guote Wernhart
16	16	Steinesberc die tugende hât
17	17	Wan seit ze hove mære
18	18	Mich müet daz alter sêre
19	19	Wie sich der rîche betraget
20	20	Weistu wie der igel sprach
21	21	Swie daz weter tûeje
22	22	Ez was ein wolf grâwe
23	23	Ein wolf unde ein witzic man
24	24	Ein wolf sîne sünde flôch
25	25	Ez mac der man sô vil vertragen
26	26	Zwên hunde striten umbe ein bein

¹⁾ Die Anfänge der Hergêr- und Spervogelstrophen nach dem Text in Minnesangs Frühling.

der junge
Spervogel

A

- 27 | 27 | Ich bin ein wegemüeder man
28 | 28 | Entwerfen ist ein späher list
29 | 29 | Swer des biderben swache pfligt
30 | 30 | Swer mir durch sine kündekeit
31 | 31 | Der alten rat versmahet nu den kinden
32 | 32 | Güsse schadet dem brunnen
33 | 33 | Swa zwene dient einem wibe
34 | 34 | Alder welte hoh
35 | 35 | Zwo gespilen mere
36 | 36 | Sage bi den triuwen
37 | 37 | Leit und ungemüete
38 | 38 | Sene dich in der maze
39 | 39 | In dem walde und uf der grünen heide
40 | 40 | Wol in den der cleine vogele singen
34 | 41 | Er ist gewaltec unde starc
35 | 42 | In der helle ist michel unrât
36 | 43 | In himelrîche ein hûs stât
37 | 44 | Swer gerne zuo der kirchen gât
38 | 45 | Ich hân gedienet lange
39 | 46 | Mich hungerte harte
40 | 47 | Swâ ein guot boum stât
41 | 48 | Swelch man ein guot wîp hât
42 | 49 | Ein man sol haben êre
43 | 50 | Korn sâte ein bûman
44 | 51 | Krist sich ze marterenne gap
45 | 52 | An dem ôsterlichen tage
46 | 53 | Wurze des waldes
47 | Wan sol den mantel kêren als daz weter gât
48 | Swer mir nû verwîzet daz ich niht enhân
49 | Mich wundert dicke daz ein wol gerâten man
50 | Daz ich ungelücke hân daz tuot mir wê
51 | Swer den wolf ze hûse ladet der nimt sîn schaden
52 | Wir loben alle diesen halm wand er uns truoc
53 | Treit ein reine wip niht guoter kleider an
54 | Zer werlte ein sinnericher man

I - DIE ÜBERLIEFERUNG

Unter dem Namen Spervogel steht in der großen Heidelberger Liederhandschrift (C) eine bunte Sammlung von Strophen, die nach ihrem Bau zu einzelnen Gruppen vereint sind. Diese sind aber nicht alle im Ton verschieden, sondern es erscheinen bisweilen Gruppen desselben Tones an verschiedenen Stellen der Sammlung.

In der alten Heidelberger Liederhandschrift (A) folgen zwei Strophensammlungen aufeinander: die erste unter dem Namen Spervogel, die zweite unter dem des jungen Spervogel. Vereinigt man beide, so stimmen Strophenzahl und Strophenfolge hier und in der Handschrift C dermaßen überein, daß wir für beide Handschriften zweifellos eine gemeinschaftliche Vorlage zugrunde legen dürfen. Betrachten wir zunächst den Strophenbestand.

In C und A eröffnet die Sammlung eine Gruppe von 11 Strophen, die mit Recht den Namen Spervogelstrophen verdienen. In der Jenaer Liederhandschrift werden nämlich unter dem Namen Spervogel 13 Strophen desselben Tones überliefert, von denen 4 mit Strophen in dieser Eingangsgruppe von C und A identisch sind. (Vgl. auch die unter Spervogels Namen zitierte Strophe in der Zimmerischen Chronik¹⁾ und die Erwähnung Spervogels in der 3. Strophe dieser Gruppe (MF 20,17).²⁾

In den beiden Handschriften folgen 15 Strophen in einem älteren Ton, die nach Scherer einem anderen Dichter, von ihm als Spervogel Anonymus bezeichnet, gehören müssen. Wir nennen ihn mit Simrock³⁾ nach der freilich viel umstrittenen Stelle in der siebenten Strophe dieser Gruppe (MF 26, 21) Hergêr.

Die Handschrift A bringt alle folgenden Strophen unter dem Namen „der junge Spervogel“. Wie Scherer hervorhebt, hat

¹⁾ Scherer a.a.O. S. 355.

²⁾ Scherer a.a.O. S. 291 f.

³⁾ Scherer a.a.O. S. 293.

diese Bezeichnung nur dann Sinn, wenn man annimmt, daß sie sich ursprünglich auf die nächsten vier Strophen bezieht, die einem und demselben Ton angehören. Die fünfte Strophe weist im Bau und im Inhalt in eine jüngere Zeit, kann also nicht dem jungen Spervogel angehört haben.¹⁾ Von den folgenden zwei Strophen ist die erste für den jungen Spervogel zu alt, und die zweite steht in C auch unter Dietmar von Eist. Dieselben 7 Strophen folgen auch in der Handschrift C.

Bisher liefen beide Handschriften parallel, an dieser Stelle aber hat A der Handschrift C gegenüber einen Einschub von 7 Strophen, und zwar stehen die ersten fünf in C unter Waltram von Gresten und bilden ein Neithartsches Lied, während die letzten zwei in C und in der Weingartner Handschrift unter Leutold von Seven überliefert werden.

Beide Handschriften lassen nun dreizehn Hergêrstrophen folgen, womit dann die Handschrift A schließt. C bringt einen Anhang von 7 Strophen im echten Spervogelton und eine Strophe, die mit den oben erwähnten 4 Strophen des jungen Spervogel im Ton übereinstimmt.

Die Strophensammlungen in den beiden Handschriften bestehen also aus

11 Spervogelstrophen, 15 Hergêrstrophen, 4 Strophen des jungen Spervogel, Nr. 31 AC, Nr. 32 AC (MF 30,34), Nr. 33 AC, (A 5 Neithartstrophen, 2 Strophen Leutolds von Seven), 13 Hergêrstrophen, (C 7 Spervogelstrophen, 1 Strophe des jungen Spervogel).

Zunächst erhebt sich die Frage: Wie war die Vorlage von AC beschaffen? Scherer weist ihr die A und C gemeinsamen Strophen zu:

- I 1-11 AC (MF 20,1-22,24) Strophen Spervogels
- II 12-26 AC (25,13-28,12) Strophen des Anonymus
- III 27-33 AC
- IV 41-53 A, 34-46 C (28,13-30,33) Strophen des Anonymus,

Wisser²⁾ dagegen alle Strophen, die überhaupt in A und C

¹⁾ Scherer a.a.O. S. 312 f.

²⁾ Zu Spervogel: der Archetypus von AC, Progr. Jever 1882.

überliefert sind, also auch die, welche nur in A oder in C stehen.

Ich glaube, daß wir bei der Beantwortung dieser Frage die Charaktere der Schreiber (Sammler) von A und C zu berücksichtigen haben. Eine treffende Charakteristik von ihnen gibt Wisser S. 12:

„In der Tat war A ein Abschreiber so gedankenlos und sklavisch treu, wie nur möglich. Daß der auf Grund eigenen Nachdenkens von seiner Vorlage irgendwie abgewichen sein und gar auf eigene Hand Vermutungen sollte gewagt haben, ist ganz undenkbar. . . . C dagegen hat auf Schritt und Tritt Kritik geübt und an zahlreichen Stellen seine Vorlage willkürlich geändert. Haben wir uns demgemäß, wo A und C von einander abweichen, grundsätzlich A anzuschließen, so ist dies geradezu selbstverständlich in allen den Fällen, wo sich für willkürliche Änderungen durch C ein plausibler Grund auffinden laßt.“

Ich nehme daher an, daß die Überlieferung in A eine sklavische Abschrift der Vorlage darstellt, nur wurde hier die Bezeichnung „der junge Spervogel“ gedankenlos auf alle weiteren Strophen bezogen.

Wie war nun diese Bezeichnung „der junge Spervogel“ entstanden?

Scherer nahm an, daß „der junge Spervogel“ der Verfasser der vier ersten ihm zugeschriebenen Strophen und wahrscheinlich auch einiger anderer in h (Heidelberger Freidank) war, ein jüngerer Zeitgenosse Spervogels. Nach Strobl¹⁾, Kohnle²⁾ und anderen würde es sich um einen fingierten Namen handeln, der auf eine Randglosse in der Vorlage zurückgeht. Kohnle erörtert die Möglichkeit die Strophen dem Reinmar von Zweter zuzuweisen. Diese Frage scheint mir noch nicht geklärt, aber jedenfalls muß man der Ansicht Strobls zustimmen, daß der Verfasser der Strophen des jungen Spervogel als Nachahmer Spervogels betrachtet werden kann, worauf übrigens auch der metrische Bau hinweist: die sechs letzten Verse des Spervogeltons entsprechen genau den sechs letzten der Strophe des jungen Spervogel.

¹⁾ Germania 15,241.

²⁾ Kohnle: Studien zu den Ordnungsgrundsätzen mittelhochd. Liederhss.; Tübinger Germ. Arb. 20, 1934.

C nahm nun folgende Veränderungen an der Vorlage vor:

1. ließ er die Bezeichnung „der junge Spervogel“ als irreführend aus.

2. hatte er, wie wir annehmen wollen, den mit Rücksicht auf den Umfang der Vorlage benötigten Raum schon abgesteckt. Er bemerkte nun bei näherer Durchsicht derselben, daß er 7 Strophen schon unter anderem Namen (5 unter Waltram von Gresten, 2 unter Leutold von Seven) gebracht hatte. Er ließ diese Strophen aus, schrieb die Vorlage anschließend weiter ab und behielt nun am Ende den Raum dieser 7 Strophen übrig. Aus einer anderen Quelle, die Strophen im echten Spervogelton enthielt (denken wir an eine Quelle, wie sie der Jenaer Liederhandschrift vorgelegen haben muß), schrieb er gerade 7 Strophen ab, die den noch zur Verfügung stehenden Raum füllten.

3. C ging während des Abschreibens eine Quelle zu, die die Strophengruppe des jungen Spervogel in ursprünglicherer Gestalt, als sie in der Vorlage von AC überliefert wurde, enthielt: den vier Strophen folgte hier nämlich eine fünfte. Bevor die Strophengruppe des jungen Spervogel in die Vorlage von AC aufgenommen wurde, mußte einem Abschreiber der Fehler unterlaufen sein, daß er die fünfte Strophe ausließ. Auf diese Möglichkeit weist bereits Wissner hin. Man brauche nur zu bedenken, daß das letzte Verspaar der fünften Strophe nicht bloß denselben Reim, sogar dieselben Worte, wenigstens dieselben Buchstaben am Ende hat wie das letzte Verspaar der vierten Strophe (wæte und stæte, wæte und tæte). Der übrigbleibende Raum wurde vielleicht mit der Strophe, die in der Vorlage von AC und auch in A und C selber unmittelbar auf die vier Strophen des jungen Spervogel folgt, gefüllt. C fand es erwünscht die echte fünfte Strophe am Schluß der Sammlung, vielleicht am Rande nachzutragen.

Betrachten wir jetzt die Vorlage von AC.

Sie bestand, wie wir oben bemerkten, aus

11 Spervogelstrophen, 15 Hergêstrophen, 4 Strophen des jungen Spervogel und als Zusatz Nr. 31 AC, Nr. 32 AC (MF 30,34), Nr. 33 AC, 5 Neithartstrophen, 2 Strophen Leutolds von Seven, 13 Hergêstrophen.

In dieser Vorlage werden die Hergêrgruppen durch 2×7 fremde Strophen getrennt. Es erhebt sich nun die Frage, ob ursprünglich die beiden Hergêrgruppen unmittelbar aufeinander folgten und somit diese 2×7 Strophen als ein störender Einschub anzusehen sind. Scherer, Strobl, Wisser und Garthaus bejahen diese Frage, während sie von Kohnle, wie ich glaube mit Unrecht, verneint wird. Mit Scherer¹⁾ c.s. vermute ich, daß ein fremdes Blatt, das auf jeder Seite 7 Strophen enthielt, zwischen die Blätter mit Hergêrstrophen geraten war und später mit diesen vereint wurde.

Die ursprüngliche Sammlung umfaßte also:

11 Spervogelstrophen, 28 (15 + 13) Hergêrstrophen.

Wie schon Scherer bemerkt hat, wird mit der 15. Strophe der Hergêrgruppe die Rückseite eines Blattes geschlossen haben, und die Vorderseite des folgenden Blattes begann mit der 16.

In dieser Sammlung von 11 Strophen Spervogels und 28 Strophen Hergêrs haben wir wohl das alte Vortragsbüchlein eines Spruchdichters zu erblicken. Möglicherweise war Hergêrs Name schon verschollen, und unser Spruchdichter glaubte vielleicht, daß beide Gruppen dem Spervogel gehörten.

Wie Scherers Forschungen ergeben haben, besteht die Eigenart der Hergêrsammlung darin, daß sie zyklenmässig gruppiert ist. Sie zählt 5 Gruppen zu je fünf Strophen, wobei noch ein Rest von drei Strophen übrig bleibt. Aber auch die Spervogelgruppe bildet einen Zyklus, wofür ich noch im dritten Teil meiner Abhandlung den Nachweis zu erbringen hoffe.

Zunächst halte ich es für wahrscheinlich, daß die Anordnung der beiden Gruppen von den Dichtern selber herrührt, während Scherer sie mit der Beschaffenheit der Grundhandschrift in Verbindung bringt. Er vermutete nämlich, daß der Sammler auf jede Seite 30 Zeilen hinschrieb. Die Seite zählte also fünf Strophen, und nun rekonstruierte Scherer diese Grundhandschrift, wobei er von den 11 Spervogelstrophen die dritte als unecht ausschied, die dann später am Rande des ersten Blattes (Bl. 1b) nachgetragen wäre.

¹⁾ Scherer selbst dachte hier nur an die Strophen 27-33 AC.

Blatt 1a	leer		
1b	Reihe	1,1	} 10 Spervogelstrophen (eine am Rande des Bl. 1b)
2a	„	1,2	
2b	„	II,1	} 15 Hergêrstrophen
3a	„	II,2	
3b	„	II,3	
4a	„	IV,1	} 13 Hergêrstrophen
4b	„	IV,2	
5a	„	IV,3	

Scherer meint nun: „Auf dem fünften Blatte des Liederbuches standen nur drei Strophen. Es war also, wenn dieselbe Zeilenzahl auf der Seite beibehalten wurde, noch für 7 Strophen Raum. Und um gerade so viel Strophen finden wir das Liederbuch in C vermehrt an seinem Schlusse, 47-53 C (22,25-24,8) ... Daß unsere Rekonstruktion des Liederbuches hierdurch auf das allervollkommenste bestätigt wird, brauche ich nicht erst hervorzuheben. Wenn aber in C noch Str. 54 (MF 244,49-60) im ersten Ton des sogenannten jungen Spervogel folgt, so wird diese wohl erst der Schreiber von C aus einer anderen Quelle nachgetragen haben.“

Niemand ist Scherer in der Annahme einer Grundhandschrift in abgesetzten Zeilen gefolgt; somit bleibt die Rolle, die die Zahl 5 in der Hergêrsammlung spielt, unerklärt. Dazu möchte ich bemerken, daß die Gruppe des jungen Spervogel (ursprünglich) auch aus 5 Strophen besteht, ebenfalls das Neithartlied. Dann macht sich auch die Zahl 7 bemerkbar: die Hergêrsammlung besteht gerade aus 4×7 Strophen, das eingeschobene Blatt enthielt 2×7 Strophen oder vielleicht genauer $2 \times (5 + 2)$ Strophen, die Zahl der Spervogelstrophen, die C beisteuert, beträgt auch gerade 7.

Es ist, wie wir schon oben bemerkten, möglich, daß die 11 Spervogel- und 28 Hergêrstrophen das alte Repertoirebüchlein eines Spruchdichters bildeten. Wisser nimmt an, daß auch die beiden Spervogelgruppen (11 AC und 7 C) ursprünglich eine einheitliche Sammlung bildeten; aber hier liegen, meines Erachtens, die Verhältnisse anders: in den 28 Hergêrstrophen war das Prinzip der Pentadeneinteilung überall durchgeführt; bei den 18 Spervogelstrophen vermischen wir ein Prinzip der Ein-

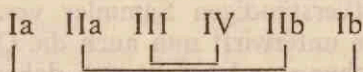
heitlichkeit. Die erste Gruppe 11 AC weist viele Bindungen von Strophe zu Strophe auf und bildet einen Zyklus¹⁾. Die Gruppe von 7 Strophen hängt damit keineswegs zusammen, auch läßt sich ein bestimmtes Ordnungsprinzip hier nicht entdecken, höchstens kann man feststellen, daß die ersten 4 Strophen inhaltlich mehr zusammengehören, und jedenfalls ein Sammler — nicht Spervogel selber — die 2. und 3. Strophe verknüpft hat (wol beraten - wol geraten). Es fehlt also die Berechtigung die 18 Spervogelstrophen als ein einheitliches Gebilde zu betrachten. Noch aus einem anderen Grunde müssen wir Wissers Theorie ablehnen.

Die Vorlage von AC bestand nach ihm aus

Ia, IIa, III-5, IV, IIb, Ib+III5

(Ia = 11 AC, Ib = 7 Spervogelstrophen C 47-53; IIa = 15 Hergêrstrophen 12-26 AC, IIb = 13 Hergêrstrophen 34-46 C 41-53 A; III5 = 54 C gehört zu den Strophen des jungen Spervogel und zwar vor die letzte derselben, mit III-5 bezeichnet er die 7 Strophen 27-33 AC; IV = 34-40 A).

Die Quelle dieser Vorlage umfaßte, wenn III5 an die, nach Wissers Meinung, ursprüngliche Stelle gesetzt wird, folgende Gruppen



Wisser meint nun, daß diese Quelle, das Liederbuch des Sammlers, aus drei ineinandergelegten Blätterpaaren entstanden sei, und jedes Blättchen eine Liedersammlung enthalten habe.

Die Annahme, daß die Vorlage von AC alle zusammen von A und C überhaupt überlieferten Strophen enthalten habe, setzt ihn in Widerspruch mit den von ihm selbst aufgestellten und von uns oben zitierten Richtlinien für die Beurteilung dessen, was man den Schreibern von A und C zutrauen darf. Es ergibt sich nun für Wisser die weitere Folgerung, daß A aus eigener Initiative Ib und III5 weggelassen hat. Das stimmt aber nicht zu der Charakterisierung des Schreibern von A, als eines sich sklavisch an die Vorlage haltenden gedankenlosen Abschreibers. Wisser sah sich zur Erklärung dieses überraschenden Vorgangs genötigt, seine Zuflucht zu einer Spitzfindigkeit zu nehmen: „Ich

¹⁾ Siehe unten S. 67 f.

trage kein Bedenken auf dieses Wort „ende“ (das letzte Wort der Hergêrstrophe 46 C 53 A) die Auslassung vom Ib und III5 zurückzuführen. Wahrscheinlich hatte schon der Sammler jenes Wort in der angegebenen Weise (mit Verzierungen das Wort hervorhebend) verwandt und Q (die Quelle der Vorlage von AC) war ihm darin, obgleich für ihn die Sammlung noch nicht zu Ende war, gedankenlos gefolgt; möglich auch, daß jenes „ende“ erst von Q, in dessen Augen es doch immer noch den Schluß einer ganzen Strophengruppe (Iib) bildete, von irgendwelchen Verzierungen versehen war: jedenfalls ist A durch dies Wort zu der irrümlichen Annahme verleitet worden, daß mit der letzten Strophe von Iib die Sammlung mit der Überschrift der junge Spervogel zu Ende sei und mit der ersten Strophe von Ib, die zudem einen anderen Bau zeigte, das Eigentum eines neuen Dichters beginne.“ Der Schreiber von A läßt auf einmal, wie man sieht, die Gedankenlosigkeit fahren.

Auch Kohnles Ansichten muß ich ablehnen. Er steht im Banne der Untersuchungen Hermann Schneiders¹⁾, der den Nachweis führte, daß die Sammlung, auf die die Hss. B und C zurückgehen „ein vollkommen einheitliches Gebilde war, für das wir einen kunstverständigen Sammler verantwortlich machen müssen“. Kohnle unterwirft nun auch die Quelle AC einer derartigen Untersuchung und befaßt sich daher u.a. mit der Spervogelsammlung. Die Annahme, daß die Unterbrechung der Hergêrstrophen auf das Einschieben eines fremden Blattes zurückzuführen sei, teilt Kohnle nicht; er sucht vielmehr die Ursache in der Erwägung des kunstverständigen Sammlers, daß „die ernstesten religiösen Strophen 34-38 C 41-45 A nicht dem Fabelzyklus angehängt werden könnten.“ Aber, so wenden wir ein, läßt sich im Ernst annehmen, daß dieser Sammler als Übergangsgruppe eine so heterogene Masse zusammengestellt hätte, die keineswegs, wie man erwarten würde, von der praktischen Lebensweisheit schrittweise hinanführt zu den geistlichen Sprüchen? Auch an den fünften Zyklus mit seiner praktischen Lebenserfahrung schließen sich die drei religiösen Sprüche des Anhangs unmittelbar an. Kohnle sieht ein, daß

¹⁾ H. Schneider, Eine mittelhochdeutsche Liedersammlung als Kunstwerk, PBB 47,225 ff.

er seine These nur dann begründen kann, wenn es ihm gelingt, bewußt künstlerische Bindungen von Gruppe zu Gruppe aufzufinden. Wo er aber eine Bindung vonnöten hätte, beim Übergang der Leutold von Seven-Gruppe zu den religiösen Hergêstrophen muß er gestehen; S. 76 „Keine directe Verbindung! Allenfalls könnte Str. 42 auf die vorbergehenden Naturstrophen bezogen werden. Dort ist von blumenschîn die Rede, hier wird in Antithese dazu gesagt, daß die Hölle weder Mond noch Sternenschein kenne.“ Aus diesem Zusatz Kohnles möchte man schließen, daß er die Warnung Hermann Pauls, die er selbst in seiner Einleitung zitiert: „Wenn man sich erlaubt, das Widersprechende willkürlich zu beseitigen, so ist es nachher leicht, sich die Dinge nach seinem Gefallen zurechtzulegen“ nicht genügend beachtet hat.

Es ist Kohnle nicht gelungen überzeugend zu begründen, daß die Sammlung, auf die A und C zurückgehen, ein einheitliches nach künstlerischen Prinzipien angeordnetes Gebilde darstellt, wenigstens was die Spervogelsammlung betrifft. Er selbst war sich dieser Unzulänglichkeit bewußt: S. 130 bemerkt er: „Bei Spervogel findet der Zweifler schon eher Gelegenheit, seine Bedenken anzubringen“ und S. 71: „Die Spervogelsammlung ist vielleicht die problematischste aller in die Hss. A und C aufgenommenen Sammlungen.“ Die Spervogelsammlung wollte sich eben der allgemeinen These nicht fügen. Daß Kohnle das nicht klar erkannt und daraus seine Folgerungen gezogen hat, ist ihm zum Verhängnis geworden.

Zu den 18 Spervogelstrophen der Handschriften A und C überliefert auch die Jenaer Liederhandschrift unter Spervogels Namen 13 Spervogelstrophen; sie sind, wie Scherer¹⁾ mitteilt, nach dem Inhalt geordnet; 4 dieser Strophen stehen auch in den Handschriften A und C: Nr. 6 J=6 AC, 9 J=10 AC, 10 J=5 AC, 12 J=2 AC, 4 in C: 3 J=49 C, 4 J=51 C, 5 J=53 C, 8 J=50 C, die Nummern 1, 2, 7, 11 und 13 stehen allein in J. Die Strophe 6 ACJ ist uns auch sonst noch überliefert, vgl. MF 21,13 t und die Strophe 4 J 51 C auch in der Zimmerischen Chronik (Scherer S. 355).

¹⁾ Scherer a.a.O. S. 299.

II - DER ALTE DICHTER (HERGËR)

I. DAS GEDICHEN "DIE NIMFEN IM NEHEN PASTORAL"

1. Dichtung

Das Gedicht "Die Nymphen im Nebenpastoral" ist ein Beispiel für die Dichtung des 18. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein Gedicht, das in der Form eines Pastoralen verfasst ist. Die Nymphen sind die Göttinnen der Natur, die in den Wäldern und Bergen hausen. In diesem Gedicht werden sie als Liebespaar dargestellt, das sich in der Natur verliebt hat. Die Dichtung ist in der Form eines Pastoralen verfasst, was bedeutet, dass sie eine idyllische Szene darstellt, die in der Natur spielt. Die Nymphen sind die Göttinnen der Natur, die in den Wäldern und Bergen hausen. In diesem Gedicht werden sie als Liebespaar dargestellt, das sich in der Natur verliebt hat.

II.

Der alte Dichter (Hergêr)

Der alte Dichter (Hergêr) ist ein Gedicht, das in der Form eines Pastoralen verfasst ist. Es handelt sich um ein Gedicht, das in der Form eines Pastoralen verfasst ist. Die Nymphen sind die Göttinnen der Natur, die in den Wäldern und Bergen hausen. In diesem Gedicht werden sie als Liebespaar dargestellt, das sich in der Natur verliebt hat. Die Dichtung ist in der Form eines Pastoralen verfasst, was bedeutet, dass sie eine idyllische Szene darstellt, die in der Natur spielt. Die Nymphen sind die Göttinnen der Natur, die in den Wäldern und Bergen hausen. In diesem Gedicht werden sie als Liebespaar dargestellt, das sich in der Natur verliebt hat.

Das Gedicht "Der alte Dichter (Hergêr)" ist ein Beispiel für die Dichtung des 18. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein Gedicht, das in der Form eines Pastoralen verfasst ist. Die Nymphen sind die Göttinnen der Natur, die in den Wäldern und Bergen hausen. In diesem Gedicht werden sie als Liebespaar dargestellt, das sich in der Natur verliebt hat. Die Dichtung ist in der Form eines Pastoralen verfasst, was bedeutet, dass sie eine idyllische Szene darstellt, die in der Natur spielt. Die Nymphen sind die Göttinnen der Natur, die in den Wäldern und Bergen hausen. In diesem Gedicht werden sie als Liebespaar dargestellt, das sich in der Natur verliebt hat.

Das Gedicht "Der alte Dichter (Hergêr)" ist ein Beispiel für die Dichtung des 18. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein Gedicht, das in der Form eines Pastoralen verfasst ist. Die Nymphen sind die Göttinnen der Natur, die in den Wäldern und Bergen hausen. In diesem Gedicht werden sie als Liebespaar dargestellt, das sich in der Natur verliebt hat. Die Dichtung ist in der Form eines Pastoralen verfasst, was bedeutet, dass sie eine idyllische Szene darstellt, die in der Natur spielt. Die Nymphen sind die Göttinnen der Natur, die in den Wäldern und Bergen hausen. In diesem Gedicht werden sie als Liebespaar dargestellt, das sich in der Natur verliebt hat.

II - DER ALTE DICHTER (HERGÉR)

1. DAS ORDNENDE PRINZIP IN DEN PENTADEN

a) DIE I. PENTADE

Die Frage nach dem Zusammenhang der Strophen der 1. Pentade hat die Forschung bisher nicht befriedigend zu lösen gewußt. Zwar zweifelt keiner daran, daß die Strophen II bis V (MF 25,20-26,12) zusammen gehören — handeln sie doch alle von dem verstorbenen oder künftigen Herrn auf Burg Steinberg — unerklärlich schien es aber, daß eine Strophe voraufgeht, die sich mit einem ganz anderen Thema befaßt, obwohl andererseits die Wiederholung des Namens „Fruot“ auf eine bewußte Verknüpfung der ersten zwei Strophen weist.

Scherer, der zuerst die Behauptung aufgestellt hat, daß die Sprüche des älteren Dichters in wohlgeordneten Gruppen von 5 Strophen überliefert sind, glaubte auch für die 1. Pentade das ordnende Prinzip entdeckt zu haben; er meinte¹⁾: „Die fünf ersten 25,13-26,12 beziehen sich auf Gönner des fahrenden Dichters: wir können sie Gönnerstrophen nennen.“ Er fand es aber nötig in einer Fußnote hinzuzufügen: „Durch Strophe 25,13—19 empfiehlt der Dichter seine Söhne dem Wohlwollen hoher Gönner, denen für ihre Freigebigkeit der Ruhm des milten Fruote (oder Fruot, wie er hier heißt) in Aussicht gestellt wird.“

Scherers Ansichten stießen auf scharfe Kritik; zuerst äußerte sich Hermann Paul²⁾: „Die erste Reihe MF 25,13-26,12 sollen sich auf Gönner des Dichters beziehen. In diese Kategorie läßt sich aber die erste Strophe nur auf gewaltsame Weise einfügen. Die anderen vier bilden wahrscheinlich ein zusammenhängendes Lied. Wenigstens stehen sie in der engsten Beziehung zueinander und sind wahrscheinlich von Anfang an zusammen

¹⁾ Scherer a.a.O. S. 302.

²⁾ PBB 2,429.

überliefert." Ihm folgte Bartsch¹⁾, der die Strophen II bis V als ein Lied zusammenfaßte.

Zu Scherers Auffassung kehrte Schönbach²⁾ wieder zurück. Er schreibt: „Wenn Bartsch Recht hätte, der 25,20-26,12 als ein Lied gibt, dann gehörte als Einleitung auch dieser Spruch an die Söhne dazu, die statt an das Erbe an die milden Herren gewiesen werden, deren Spende sie ernähren soll. V. 19 ist an sich ganz locker angelehnt und wohl nur verständlich, wenn 20 darauf folgt. Denn zwischen den Söhnen und König Fruote besteht keine Analogie, aber daß es dem milten Fruote vil wol gelanc, mag den Gönnern, deren Vorgänger in den folgenden Strophen gerühmt werden, als Beispiel dienen.“

Hierin Klarheit zu schaffen, gibt sich Vogt, der Herausgeber von Minnesangs Frühling, vergebens Mühe. Nachdem er MF S. 291 Scherers Auffassung gegenüber bemerkt hat: „deutlich von Strophe zu Strophe aneinander gekettet sind von der ersten Gruppe wenigstens die zweite bis fünfte Strophe,“ heißt es S. 292 „und man mag es bei der Annahme bewenden lassen, daß der Dichter einen ziemlich ungeschickten Gedankensprung gemacht hat, indem er, statt die Söhne auf einen Gönner zu vertragen, die Herren auf die guten Früchte der Freigebigkeit durch das Beispiel des glücklichen Meistergönners hinweist. Schönbach betont mit Recht, daß er dabei schon an die folgenden Strophen gedacht haben muß. Bei dieser Erklärung würde also die Pentade von vornherein im Zusammenhang gedichtet sein. Immerhin bleibt dann das Verhältnis des Schlußverses zu den vorhergehenden in der ersten Strophe ein anderes als in allen übrigen Strophen dieses Tones.“

Diese Frage bedarf also der Klärung, die meines Erachtens nur dann erfolgen kann, wenn die Interpretation der 1. Strophe eindeutig festgestellt ist. Hier liefert Bartsch mit seiner bekannten Deutung den Ausgangspunkt: „Der Dichter verweist seine Söhne, denen er keinen festen Besitz hinterlassen kann, an Gottes Gnade und die Freigebigkeit der Herren und schließt

¹⁾ Bartsch-Golther, Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, Anm. zu Spervogel III.

²⁾ WSB 141,21.

mit der sprichwörtlichen Erwähnung des milten Fruote von Dänemark, eines sagenhaften Königs, über den Haupt (Engelhart S. XI) gehandelt hat." Im Anschluß an Bartsch glaubt Schönbach (a.a.O.), daß der Vater ihnen in einem feierlichen Akt mitteilt, daß er ihnen keinen Besitz übertragen kann und er sucht dementsprechend obwohl nicht immer mit Erfolg, juristische Fachausdrücke im Text nachzuweisen. Bei all dem wird aber der Zusammenhang der ersten Strophe mit den folgenden nicht klarer.

Eine einfache stilistische Analyse der ersten zwei Strophen führt uns, wie ich glaube, auf die richtige Spur. Nehmen wir die 2. Strophe: es handelt sich hier in den ersten vier Zeilen um eine Aufzählung; wir bemerken, wie der Dichter durch Änderung der Wortstellung das einförmige Klappern zu vermeiden weiß: bald geht der Vorname, bald der Ortsname vorher; merkwürdig ist es nun, daß dieser Wechsel schon im Schlußvers der ersten Strophe anfängt.

19. vil wol gelanc *von Tenemarke* Fruote.

20. Mich riuwet Fruot *von über mer*
und *von Hûsen* Walther
Heinrich *von Gebechenstein*
von Stoufen was ir noch ein.

Die ersten zwei Strophen sind also stilistisch verbunden. Es kommt hinzu, daß der Dichter sich offenbar scheut einen und denselben Eigennamen zu wiederholen; an zwei Stellen (Vers 20 und Vers 23) verwendet er deshalb einen variierenden Ausdruck: eigene Erfindung ist wohl die Umschreibung Vers 23 für Heinrich: „über mer“ als Bezeichnung für Tenemarke begegnet nicht selten¹⁾. Aber nicht so sehr die stilistische Besonderheit selbst erregt unser Interesse, wichtiger ist vielmehr, daß die Umschreibung „über mer“ im Eingangsvers der 2. Strophe auf den Schlußvers der 1. Strophe zurückweist. Offenbar folgten für den Dichter V. 19 und V. 20 unmittelbar aufeinander, als wären es Verse einer und derselben Strophe. Beide Strophen hat der Dichter unlöslich aneinander gekettet. Wir dürfen daher

¹⁾ MF Anm. zu 25,20.

wohl annehmen, daß die 2. Strophe nicht lange nach der ersten und als Fortsetzung derselben gedichtet wurde, wahrscheinlich unmittelbar nachher.

Auch sonst stimmen beide Strophen in stilistischer Hinsicht überein: in beiden enthalten die ersten vier Zeilen paarweise einen Satz (in der 1. Strophe fängt der erste Satz an mit „ich sage iu“ und schließt mit der Formel „korn noch der win;“ der zweite Satz fängt in paralleler Weise an mit „ich enkan iu“ und schließt mit „diu lêhen noch diu eigen“; in der zweiten Strophe sind die ersten zwei Zeilen durch „und“ (V. 21), die folgenden zwei durch die Beziehung auf den Namen Heinrich (V. 23) verbunden. In beiden Strophen finden wir nach der 4. Zeile einen Gedankeneinschnitt; offenbar war die dichterische Einstellung für beide Strophen dieselbe. Unter diesen Verhältnissen ist es bemerkenswert, daß der Dichter sich in beiden Strophen mit der 5. Zeile auf Gott hinwendet: 25,17 nu genâde iu got der guote; 25,24 got gnâde Wernharte. Die Strophen sind also wohl aus derselben Stimmung, aus derselben Lebenslage heraus gedichtet. Es drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß Wernharts Tod, der den Dichter zu der 2. Strophe veranlaßte, auch auf das Schicksal der Söhne Ausfluß ausübte. Sein Tod beraubte wohl nicht allein den Dichter, sondern auch dessen Söhne ihres Heimes.

Damit wird eine von Ehrismann geäußerte Vermutung: „Der Dichter hat wohl eine bestimmte Veranlassung im Auge: das Eintreten der Söhne in die Volljährigkeit *oder den Augenblick des Abschiedes, wo er sie in die Fremde schickt*“¹⁾ bestätigt.

In den zwei Versen 19 und 20 gedenkt der Dichter des Fruot von Tenemarke; als Urbild des milden Herrn taucht seine Gestalt immer wieder in der mhd. Literatur auf, speziell in der Spruchdichtung (vgl. Haupt zu Engelhart S. XI). Nun sollte man erwarten, daß wie V. 20 auch V. 19 sich auf diesen milden Herrscher bezöge, allein alle Versuche V. 19 dementsprechend zu deuten, sind erfolglos geblieben²⁾. Nur dann läßt sich eine Analogie zwischen den Söhnen und Fruote herstellen, wenn wir

1) Ehrismann a.a.O. S. 9 f.

2) Vgl. Vogt, Anm. zu 21,15; Schönbach WSB 140,21.

annehmen, daß dem Dichter eine Sage vom jungen Fruot bekannt war, die ihm als die Jugendgeschichte des milden Herrschers galt. K. Helm, der die Möglichkeit annimmt, daß 25,13-19 ursprünglich selbständig war, macht auf eine Fruotstelle bei Saxo Grammaticus (Holder S. 38) aufmerksam, für die er folgende Interpretation gibt: „Frotho war beim Regierungsantritt mittellos, da ihm sein Vater infolge seiner Kriege, von denen am Ende von Buch I erzählt ist, nichts hinterlassen hatte.“ Es folgen dieser Saxostelle Verse, in denen er aufgefordert wird zu einer Fahrt nach einer Insel, wo er nach einem Kampfe mit einem Untier reiche Schätze findet. Wir hätten so, meint Helm, eine treffende Parallele zu den Söhnen des Dichters, die auch kein Erbteil erwartet; sie werden getröstet mit dem Hinweis nicht auf den freigebigen, sondern auf den in der Jugend gleichfalls armen Fruot, dem es trotzdem „vil wol gelanc“¹⁾. Jedenfalls deuten die von Saxo angeführten Verse auf eine ältere Quelle für die Identifizierung des Wikings und des Sagenkönigs, welche beide den Namen Fródi trugen.

Auch ließe sich, wie mir scheint, an die Jung-Fruotsage denken, wie sie im Rosengarten D Eingang gefunden hat, und die von Kralik (vgl. auch Helm a.a.O.) in seinem Werke „zur nordgermanischen Sagengeschichte“ S. 85, für einen Ausfluß echter Sage hält: er heißt hier der junge König von Dänemark (D 161), er ist von Gunther aus seinem Reich vertrieben (S. 359 f.), lebt daher als Verbannter bei Etzel (72) und erlangt durch seinen Sieg über Gunther sein Land wieder (378 f.), wohin er zurückkehrt (630) — (G. Holz. Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms S. CX und 270). Auch hier sind die Elemente zu einer Analogie vorhanden: wie die Söhne mußte auch der junge König Fruot seine Heimat verlassen, wie er ziehen auch sie arm in die Fremde, und wie einst dem Fruot das Glück hold war, so möge es, nach des Vaters Wunsch, auch den Söhnen günstig sein.

Beachtung verdient die Art und Weise, wie sich hier die Sagenwelt mit der Wirklichkeit verwebt. Die Sage ist hier lebendige im Hintergrund der Erinnerung stehende Wirklichkeit. Wie

¹⁾ PBB 47,158.

im Ynglingatal Götter und Heroen zu Urkönigen gemacht und in einen künstlichen Zusammenhang mit der Genealogie des historischen Königsstammes gebracht werden¹⁾), eröffnet hier Fruot die Reihe musterhafter Herren, er verleiht ihnen Glanz, wie es Wernhart zum Ruhm gereicht, wenn er Rüdiger an die Seite gestellt wird. Die Sagengestalten sind leuchtende Vorbilder, ihre Schicksale haben Wert und Sinn für die Gegenwart. Wenn der Vater die Söhne in die Welt schicken muß und er ihnen seinen Segen mit auf die Reise gibt, fallen ihm in seiner Besorgnis die Schicksale des verehrten Fruot ein; Fruots Wohlergehen ist ihm eine Bürgschaft für der Söhne Glück. Vielleicht dürfen wir noch weiter gehen und den dunklen Vers 25,19 in primitiv religiösem Sinne deuten: die Anrufung Gottes V. 17 bot ihm nicht die genügende Gewähr, das heidnisch-religiöse Gefühl regte sich noch mächtig in ihm und trieb ihn zu der kraftgefüllten zauberformelhaft-knappen Wendung „vil wol gelanc von Tenemarke Fruote“, die durch Analogiewirkung das Ersehnte herbeiführen sollte. Der Dichter stand mit dem einen Fuß im Christentum, mit dem anderen noch unbewußt im germanischen Heidentum.

Hat der Dichter diese Pentade von vornherein als zusammenhängendes Lied gedichtet, wie Schönbach und Vogt vermuten?

Wenn man bedenkt, daß es sich um Erlebnissprüche handelt und zwischen V. 27 ff, worin der Dichter fragt: „wer sol ûf Steinberc wûrken Wernhartes werc?“ und der Tatsache der Zuweisung der Erbschaft (26,10) einige Zeit verstreichen mußte, so scheint eine planmäßige Verteilung der Stoffes über diese Strophengruppe ausgeschlossen.

Wir haben uns den Sachverhalt so vorzustellen: es war der Brauch der Spruchdichter Sprüche zu einem Vortrag zu verbinden; sie wirkten dann umso tiefer und nachhaltiger, man denke z.B. an Walthers Sprüche im Reichston, die durch den parallelen Anfang zu einer Trias verbunden sind¹⁾). Auch in technischer Hinsicht bot dieses Verfahren allerhand Vorteile: der Sänger brauchte sich beim Vortrag nicht lange auf einen

¹⁾ R. von Kralik, a.a.O. S. 2.

²⁾ Wilmanns-Michels, Waltherausg. Vorbemerkung zu 8,4. 859 C

neuen Spruch zu besinnen, auch wäre ein einzelner Spruch verloren gegangen. Andererseits lag es im Sprachstil der Zeit begründet: die dichterische Arbeit wurde durch Anknüpfung an eine gegebene Strophe, besonders an deren Schlußvers, erleichtert. Hieraus läßt es sich erklären, daß ein neu gedichteter Spruch sich einem früheren anschließt: so scheint 26.10 „nû hât es einen erben“ eine Antwort auf die Frage 25,27.28: „wer sol ûf Steinesberc wûrken Wernhartes werc?“

Für diese Pentade bot, wie aus dem obigen hervorgeht, das Leben des Dichters selbst das ordnende Prinzip. Die Erschütterung durch den Tod des Gönners, die Sorge um Söhne und Heim waren die Veranlassung zu diesen fünf Sprüchen.

b) DIE FOLGENDEN PENTADEN

Wie in der ersten Pentade ist auch in der zweiten das Verhältnis zwischen der Eingangsstrophe und den vier folgenden unklar. In den Strophen II bis V ertönt immer wieder die Klage über die Not des unbehausten Alters, während die erste über den Streit der beiden Genossen Kerlinc und Gebehart berichtet. In der ersten Pentade lag dem Dichter vor allem das Schicksal der beiden Söhne am Herzen. Wenn wir bedenken, daß Kerlinc und Gebehart, wie ich weiter unten nachweisen werde, als die Söhne des Dichters anzusehen sind, so finden wir in diesen Strophen Ähnliches, nur daß hier jene bewußte Verknüpfung der ersten zwei Strophen fehlt. Schwerer noch als die Mühseligkeiten des Wanderlebens drückte den Dichter das Zerwürfnis der beiden Söhne. Diese fünf Sprüche zeugen von dem trüben Leben des Dichters, nachdem offenbar der neue Besitzer der Burg Steinberg die vom Dichter auf ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht hatte.

Die dritte Pentade enthält Tierfabeln, von denen die ersten drei eine besondere Gruppe bilden. Der Wolf, der vermenschlicht auftritt, kann im Umgang mit den Menschen seine tierische Natur nicht verleugnen. Die ersten zwei Sprüche rücken noch näher zusammen, wenn man 27,20 statt „witzic“ „grâwe“ (wie 27,13) liest, wie die Bearbeitung des Spruches in Laßbergs Liedersaal (MF Anm. zu 27,13) nahelegt. Auch die letzten zwei

gehören zusammen, und der Hundestreit ist hier als ein Gleichnis für menschliche Verhältnisse aufzufassen. Ob alle diese Strophen in derselben Zeit entstanden sind, läßt sich bezweifeln. Die Eingangsverse der ersten Strophe: „ez was ein wolf grâwe unde ein man alwâre“ klingen durchaus altertümlich, auch weist diese Strophe wie 29,13 und wie die altertümliche Strophe 30,27 nur klingende Reime auf, aber die Tatsache, daß auch hier 27,35 der Name Kerlinc begegnet, läßt, im Anschluß an die Bemerkungen auf S. 29 ff. vermuten, daß jedenfalls die Anordnung dieser Pentade nicht älter sein wird als die der vorhergehenden.

Von Christus und Teufel, Himmel und Hölle, von den Belohnungen der Christgläubigen und den Strafen der Bösen handelt die vierte Pentade; sie klingt in dem eigenen Sündenbekenntnis des Dichters aus, der den Heiligen Geist anruft zur Befreiung aus des Teufels Banden. Die ersten vier Strophen sind auch äußerlich aneinander gekettet: diu helle 28,19, in der helle 28,20; ze himel 28,26, in himelrîche 28,27; reine 28,33, reine 29,5.

Weniger klar sind die Zusammenhänge in der fünften Pentade. Von den fünf Strophen enthalten alle außer 29,34 ein Gleichnis. Die erste Strophe schildert eine trübe Erfahrung des Dichters. In der Hoffnung seinen Hunger zu stillen, begab er sich in einen Obstgarten — das Paradies wird in der geistlichen Dichtung als solcher dargestellt — wo er wiederholt, aber ohne Erfolg, den fruchtbeladenen Ast schüttelt. Hier bezweckt der Dichter wohl die Gesetze, die im Leben der Menschen wirken, aufzuzeigen, denn 29,17 belehrt über die Ursache „ez kam von unheile“.

Spervogel ahmt 23,13 diese Strophe nach, rückt aber die Zeile, in der alles auf die Wirkung des Unheils zurückgeführt wird, an die Spitze der Strophe. Ihm folgt darin Walther 20,31, der den Gedanken bildhaft-dramatisch ausarbeitet: „mir ist verspart der sælden tor, dâ stên ich als ein wise vor: mich hilfet niht swaz ich dar an geklopfe.“

Auch in der zweiten Strophe wird das Gleichnis ohne weiteren Kommentar gegeben. Der Dichter überläßt es dem Publikum selber die Anwendung auf das praktische Leben zu machen; offenbar handelt es sich um ein traditionelles Motiv. In welcher Richtung die Deutung gesucht werden muß, wird

beim Guotære klar, der MSH 42a dasselbe Thema behandelt und zum Schluß bemerkt: „shedelicher ist swâ valscher rât wonet iungen herren nâhen bî“ (Vgl. Vogt MF Anm. zu 29,20). Wie sehr dem Dichter jeder moralisierende Ton fernlag, erhellt aus der dritten Strophe dieser Pentade, wo der Dichter, nachdem er an dem Gleichnis vom Schwein, das den lauterer Brunnen verläßt, um sich in den trüben Pfuhl zu legen, den vom Mann verübten Ehebruch gerügt hat, einfach die bloße Tatsache verzeichnet: „den site hât vil manic man gewonnen.“

Bloß die Strophe 29,34 enthält kein Gleichnis; sie gehört, weil der Dichter hier zu einer gewissen Synthese zwischen Welt und Christentum gelangt, zu den wichtigsten der ganzen Strophenansammlung. Die landläufige Deutung findet sich schon in Steinmeyers Rezension der Dissertation Henricis (AfdA 2,138): „ein Mann soll die ritterliche Lebensauffassung haben, aber er soll doch insoweit sein Seelenheil bedenken, daß ihn sein übermuot d.h. der Ausfluß jener standesmäßigen Denkart nicht vom rechten Wege ablenkt und ihm dies Ablenken nicht einst, wenn er Abschied von der Welt nimmt, auf der letzten Wanderung schadet; daß urlobes gern=sterben anderweitig nicht belegt ist, beweist gar nichts gegen die Möglichkeit den Ausdruck in dem Sinne zu verwenden.“ Auch nach Ehrismann ist das Ziel des ganzen Spruches auf den Weg zur Ewigkeit gerichtet¹⁾ und Wallner a.a.O. charakterisiert den Spruch durch die sensationelle Überschrift: „Die Wegelagerer an der Himmelsstraße.“ Ohne Zweifel wird der Aufstieg der Seele zum Himmel traditionell als eine Reise dargestellt, ich glaube aber, daß es möglich ist, an der realen Bedeutung von urlobes gern festzuhalten. Wer nach christlicher Auffassung das Heil der Seele bedenkt, erwirbt damit Gottes Huld und steht auf der Reise unter seinem Schutz. Diese Ansicht belege ich mit einer Stelle aus der Reimpredigt des armen Hartmann, der sein Werk zwischen 1130 und 1170 gedichtet hat. Glouve 1225 ff.

swer ze missen sîn offer gibet ... sîner sêle ze wegede
got machet er ime holt; ... daz er got da mite ermane
daz er sîne gnâde habe,

¹⁾ Ehrismann a.a.O. S. 9.

daz er rûchin beware
 swâ sô er hine vare
 sîn lîp und sîn sêle
 und sîne wertlichen êre
 vor sunden und vor scanden,
 vor allen vîanden,
 daz er zallin stunden
 in den rehten werde befunden
 und niener ne werde verdamnôt
 in den êwigen tôt.

Hergêr steht nicht auf Hartmanns extrem kirchlichem Standpunkt, und es ist daher wahrscheinlich, daß er die Schlußzeile dieser Strophe (30,5) in mehr weltlichem Sinne meint, wobei er an den Schutz vor Feinden denkt. So erklärt es sich auch, daß dieser Spruch nicht unter den geistlichen Sprüchen, sondern unter denen, die über das praktische Leben belehren wollen, einen Platz gefunden hat.

Von den drei Strophen des Anhangs gehören die ersten zwei nahe zusammen (Krist 30,13; Krist 30,21), während die dritte mit der deutlich hervortretenden Alliteration einen altertümlichen Eindruck macht.

Hat der Dichter selber oder ein kunstverständiger Sammler die 28 Strophen in Pentaden eingeteilt?

Fassen wir zusammen: die 1. Pentade enthält a) Str. I: Abschied des Vaters an die Söhne; b) Str. II-IV: die Totenklage, wozu Str. II auch inhaltlich den Eingang bildet; c) Str. V: des Dichters Erwartungen von dem neuen Besitzer; diese folgt chronologisch (als Antwort) auf Str. III; lassen wir Str. IV aus, so wären II, III und V durch „Steinesberc“ (25,25; 25,27; 26,6) aneinandergereiht. Allerdings läßt sich auch zwischen III und IV eine Bindung auffinden (Wernhartes 25,28 Wernhart 25,34.)

Mit Sicherheit läßt sich behaupten (vgl. S. 19 f.), daß die eigenartige stilistische Verknüpfung der Strophen I und II vom Dichter selber herrührt. Psychologisch kann die Voraufstellung der Söhnestrophe aus der Besorgnis des Vaters erklärt werden. Str. V wurde (als Antwort) im Hinblick auf Str. III gedichtet. Alle 5 Strophen sind in der für den Dichter und Vater so spannungsvollen Zeit zwischen Wernharts Hinscheiden und der

Zuweisung der Burg an den Öttinger entstanden. Auf Grund dieser Argumente neige ich zu der Annahme, daß der Dichter selber diese Strophen zu einem Zyklus vereint hat.

Die Verhältnisse in der 2. Pentade betrachten wir unter der Voraussetzung, daß Kerlinc und Gebehart die Söhne des Dichters sind. Auch hier tritt dasselbe psychologische Moment wie in der 1. Pentade zutage: bei den Strophen II-V stand dem Dichter der junge Kerlinc vor Augen, und mehr als die eigene Not quälte ihn die Sorge, daß der Sohn die günstige Zeit zur Gründung eines Heimes versäumen möchte, wie dies bei ihm selbst der Fall war. Denn die Mahnung 26,23-26 richtet sich an junge Künstler, die wie einst der Dichter „ze hove leit“ werden könnten. Die beiden Strophen 27,6 und 26,27 vermitteln nach einer Einleitung, in der auf das behagliche Leben des Reichen im Gegensatz zu den Mühseligkeiten des alternden Wanderers hingewiesen wird, einen Blick in die versäumte Jugendzeit, als Mahnung 27,12, als warnendes Beispiel 26,30-33, und 26,34 richtet sich der Dichter mit derselben Mahnung belehrend und beschwörend an Kerlinc. Der Zusammenhang wird uns also klar: die gemeinsame Triebfeder zu den 5 Strophen war die Sorge um die Söhne. Das weist mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Dichter als Anordner. Dazu kommt, daß sie wohl alle in derselben Periode, nämlich in der Wanderzeit des Dichters, entstanden sind, nachdem ihm der Öttinger vermutlich die Aufnahme verweigert hatte.

Die folgenden Pentaden sind, soweit wir sehen können, nach rein künstlerischen Prinzipien zusammengestellt, wobei die Strophenbindungen in der 4. Pentade besonders auffallen. Eigennamen kommen, mit Ausnahme von 27,34 hier nicht vor, sodaß eine Vermutung über die Person des Anordners nicht aufzustellen ist. Da wir aber annehmen dürfen, daß dieselbe Hand, die die ersten zwei Pentaden zusammenstellte, auch weiterhin am Werke war, ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit daß die gesamten Hergêrstrophen ihre Gruppierung dem Dichter selbst verdanken. Wie der Dichter bei der Anordnung dieser Spruchsammlung, die er in vorgerücktem Alter, wohl kurz nach Wernharts Tod vornahm, verfuhr, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Nach den obigen Ausführungen vermuten wir, daß er

gewohnt war eine neue Strophe im Hinblick auf eine frühere zu dichten, sodaß ihm wohl neben einzelnen Strophen mehrere einzelne Strophenreihen zur Verfügung standen. Diese hat er mit künstlerischem Geschick auf das Fünfermaß zu bringen gewußt. Nichts spricht gegen die Annahme, daß dem Dichter noch drei Strophen (30,13-30,33) als Rest übrig blieben, die den Anhang zu seiner Sammlung bilden mußten. Jedenfalls ist die Schlußstrophe mit der deutlich hervortretenden Alliteration als die älteste und dabei schönste der ganzen Strophensammlung zu betrachten.

Über die Strophe 30,34 berichtet Vogt in der Anmerkung in MF: „Ich möchte dazu bemerken, wenn es höchst unsicher ist, ob Hergêr der Dichter ist, so scheint es mir mit Rücksicht auf die unterdrückten Senkungen völlig ausgeschlossen, daß sie Spervogel gehört.“ Die Tatsache, daß Vogt in dem kritischen Text das Wort „diu“ vor „sunne“ (30,35) ausgelassen hat, obwohl doch beide Handschriften es bieten, läßt vermuten, daß er die Strophe metrisch nicht richtig gelesen hat. Die Strophe stellt sich nämlich als ein metrisch kunstvolles Gebilde dar, wenn man das „diu“ wieder aufnimmt und Güsse (wie Würze 30,27) zweihebig liest.

Güssé schádet dem brúnnen
sam túot dem rífén diu súnne
sam túot dem stóubé der régen
ármuot hónét den dégen

(brunnen wie auch sunne tragen nur eine Hebung.)

Die erste Hälfte der Strophe läßt in jeder Zeile die Senkung nach der zweiten Hebung aus, wodurch eine retardierende Wirkung entsteht. In der zweiten Hälfte sind alle Senkungen ausgefüllt (wahrscheinlich mit Ausnahme der ersten Senkung in 31,3,

wenn wir hier schadet ouch lesen. Es fällt auf, daß die erste Senkung sowohl im Eingang der zweiten Hälfte, als auch im Eingang der ersten Hälfte fehlt (Güsse), was wohl vom Dichter beabsichtigt ist.) Daher macht das Gedicht beim Lesen denselben Eindruck wie ein Kinderlied, bei dessen erster Hälfte die Kinder stehend singen, dessen zweite Hälfte aber im Tanz gesungen wird. Es ist offenbar als ein Scheltlied zu betrachten, womit ein

Spruchdichter sich an seinem jungen Gönner (enthält 31,1 eine Anspielung auf den Namen Regenstouf?) gerächt hat.

Die Handschriften bieten keine Gewähr für Hergêrs Verfasser-schaft, denn sie bringen diesen Spruch in dem Strophengemisch, das den Zusammenhang der Hergêrsammlung sprengt. Auch weicht er im Bau vom Hergêrton ab.

2. FESTSTELLUNG DER PERSÖNLICHKEITEN UND IHRER GEGENSEITIGEN BEZIEHUNGEN

a) KERLINC UND GEBEHART

Wer waren Kerlinc und Gebehart? Wallner¹⁾ hat Kerlinc als den Dichter, Gebehart als dessen Gönner gedeutet, welche Auffassung Vogt²⁾ mit Recht zurückgewiesen hat. Ehrismann weist zum Überfluß noch darauf hin, daß nach der streng beobachteten Standesordnung Spielmann und vornehmer Herr nicht Brüder genannt werden konnten, auch nicht einmal bildlich. Es scheint, als bliebe dann nichts anderes übrig als zu der früheren Deutung zurückzukehren, daß der Dichter sich mit einer Friedensmahnung an zwei jüngere Kunstgenossen wendet.

Eifersüchteleien zwischen Kunstgenossen kommen in der Spruchdichtung häufig vor, Friedensmahnungen sind dagegen schon seltener. Wie ist nun hier der Sachverhalt? Der Dichter tritt (26,13) dem am Hofe verbreiteten Gerücht entgegen, daß Kerlinc und Gebehart geschieden wären; wie kam es, daß der Dichter sich so darüber aufregt?

„si liegent sem mir mîn bart“: er beteuert bei seinem Leben, daß es gelogen ist. Gerät man so in Eifer, wenn es fremde Kunstgenossen gilt? Die Angelegenheiten der beiden Menschen interessieren den Dichter dermaßen, daß sie ihm innerlich wohl sehr nahe gestanden haben müssen, und in diesem Zusammenhange läßt Str. 25,13 den Gedanken aufkommen, daß der Dichter auch hier die Söhne meint. Nun gewinnen auch die Schlußzeilen an Nachdruck: zwar kommt es vor, daß Brüder sich

¹⁾ Prager deutsche Studien Bd. 8.

²⁾ MF Anm. zu 26,15.

entzweien, zu einem unheilbaren Bruch lassen sie es aber nicht kommen, vielmehr finden sie immer wieder den Weg zu einander zurück¹⁾).

Gebehart ist urkundlich als Spielmann nachgewiesen, aber auch Kerlinc war ein Fahrender und auf die Gunst der Herren angewiesen, wie sich aus Str. 26,34 schließen läßt, und beide waren wohl gleich dem Vater sogenannte fahrende Künstler. Möglich ist es, daß die beiden Künstler zusammen vor dem Publikum auftraten, und mit der Auflösung ihres Bundes war vielleicht ihre finanzielle Existenz bedroht. Auf diese Weise kann man erst recht die tiefe Erregung des Dichters verstehen.

Gebehart kommt nur an dieser Stelle vor, Kerlinc aber wird noch in zwei Strophen erwähnt (26,34 und 27,34), sodaß es also möglich ist unsere Deutung auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Str. 26,34. - Der Dichter bedauert es 26,30-34 daß er sich in seiner Jugend kein Heim gegründet hat und 26, 23-26 ermahnt er junge Fahrende zeitig daran zu denken. Auch Kerlinc, dem er 26,34 denselben Rat erteilt, war also ein junger Mann, der von Hof zu Hof wanderte. Die Sorge des Alten, den Jüngling vor der ihn selbst quälenden Not zu behüten, stimmt vortrefflich zu der Annahme eines Vater-Sohn-Verhältnisses.

Str. 27,34. - Diesem Spruch liegt wohl ein Gespräch zwischen dem Dichter und Kerlinc zugrunde. Kerlinc hat sich beklagt, er lasse in seiner Friedfertigkeit viel über sich ergehen, man behandle ihn aber deswegen umso schlimmer. Der Dichter erteilt ihm nun den Rat eine schärfere Art hervorzukehren.

Es scheint, daß man bisher diese Strophe anders aufgefaßt hat. So nimmt Vogt an, daß der Dichter auch 28,1-4 dem Kerlinc in den Mund legt, und Ehrismann ist derselben Ansicht, wenn er a.a.O. schreibt: „Kerlinc ist offenbar ein Spielmannsname, und der Dichter hatte dabei einen bestimmten in Spielmannskreisen bekannten Fahrenden im Auge, der eben diesen Namen trug; er beruft sich auf ihn als Autorität in Lebenserfahrung.“ Merkwürdig wäre es, daß diese „Autorität in

¹⁾ Schönbach WSB 141,II,23 erklärt: Die beiden Brüder hier, obwohl feindliche Hausgenossen, streiten doch wenigstens nicht um den gemeinsamen Weg, den sie zusammen brauchen.

Lebenserfahrung" in Str. 26,34 als ein des Rates bedürftiger Jüngling erscheint.

Ich gebe hier den Text der Strophe aus Minnesangs Frühling, schließe aber die Anführungszeichen nach der dritten Zeile und nicht wie Vogt nach der fünften.

„Ez mac der man so vil vertragen“
hört ich Kerlingen sagen
„daz man in deste wirs hât.“
sô wirt sîn sus vil guot rât,
ist er widersæze;
zwên hunde striten umbe ein bein:
dô truoc ez hin ze jungest der ræze.

Mit 27,34-36 legt also der Dichter seinen Hörern die schwierige Lage Kerlincs vor, indem er dessen eigene Worte anführt. Dann teilt er dem Publikum mit, welchen Rat er in einem solchen Falle gibt. So wird des Dichters einfache Unterredung mit Kerlinc in die höhere Sphäre der Kunst erhoben, und in den Geschehnissen um Kerlinc wird im Licht der Fabel vom Hundestreit ein ewiges Gesetz menschlichen Zusammenlebens erkannt.

Also auch hier wieder ein enges Verhältnis zwischen Kerlinc und dem Dichter, zwischen dem an Weltkenntnis reichen älteren Mann und dem unerfahrenen Jüngling.

b) HERGÊR

In den Strophen 26,20-27,12 schildert der Dichter die eigene Not: Unbeliebtheit am Hofe (Str. 26,25), die Mühseligkeiten des Wanderlebens (Str. 26,26), Mangel an Bequemlichkeiten des Lebens (Str. 26,34), das elende Geschick immer Gast zu sein (Str. 27,6). Dabei handelt es sich immer wieder um ein und denselben Gegensatz zwischen dem Alter und der Jugend, um den einen Gedanken, den der Dichter am Schluß der Str. 27,6 kurz ausdrückt: „swer in dem alter welle wesen wirt, der sol sich in der jugent niht sûmen.“ Wenn wir nun Str. 26,20 und 26,27 mit einander vergleichen, so bemerken wir eine weitgehende Übereinstimmung; die vier Zeilen von der 4. an enthalten denselben Gedanken: „baue in der Jugend dein Haus“, in Str. 26,20 als allgemeine Mahnung an die jungen wandernden Künst-

ler, in Strophe 26,27 als persönliche Lebenserfahrung. Sogar der Ausdruck „der gransprunge man“ 26,23 wiederholt sich 26,31 t. als „dô mir begonde entspringen von alrêrste mîn bart.“ Auf diesen Gedanken wird der Dichter in 26,27 durch die eigene Notlage geführt, die er in den ersten drei Zeilen geschildert hat. Logisch scheint es nun, daß auch in 26,20 das eigene Alter ihn hier zu demselben Gedanken veranlaßt¹⁾. Und nehmen wir für einen Augenblick an, Hergêr wäre der Name des Gönners, wie Wallner freilich ohne hinreichende Begründung behauptet, oder ein befreundeter Kunstgenosse, müßte es dann nicht auffallen, daß eine für unseren Dichter so wichtige Person am Eingang dieser 4 Strophen eingeführt wird, um sie gleich darauf wieder aus dem Gesichtskreise verschwinden zu lassen? Überdies war der Dichter zur Zeit, als er diese Strophen dichtete, fortwährend auf der Wanderung (Str. 26,27-30; 27,6); schon aus diesem Grunde muß Wallners Ansicht abgelehnt werden.

Die Stelle 26,20 „mich müet daz alter sêre“ kann sich also²⁾ nur auf den Dichter selbst beziehen. Nun bleibt allerdings das Bedenken, daß unmittelbar darauf der Dichter, von der 1. Person in die 3. übergehend, mit dem eigenen Namen hervortritt. Haupt fand diese „Vermischung der 1. und 3. Person nicht sonderlich geschickt“; Ehrismann meint: „Der Dichter redet unpersönlich wie von einem anderen Menschen; die sprachliche Objektivierung des Ich begegnet ja im mhd. nicht selten, s. Prager d. Studien 8,299, aber die Beziehungen im ganzen Gedankenzusammenhang sind dann klarer³⁾.“ Dann müßte also Hergêr ein (noch älterer) Doppelgänger des alten Dichters sein?

Zu dieser Frage hat, wie mir scheint, C. Kraus in seinem Werk: mhd. Ged. S. 196 die richtige Lösung gefunden. Kraus weist an einer großen Zahl von Belegen nach, daß es eine stilistische Eigenheit der älteren Dichtersprache war, im voranstehenden Satz durch ein Fürwort auf das im folgenden Satz erst mitgeteilte Substantiv (auch Eigennamen) hinzudeuten. Auf diesen Punkt hatten bereits Heinzel und Schmedes (Literatur-

¹⁾ Vgl. auch Vogt, MF Anm. zu 26,21.

²⁾ Vgl. auch Vogt, MF Anm. zu 26,21.

³⁾ Ehrismann a.a.O. S. 12.

angaben bei Kraus a.a.O.) aufmerksam gemacht und Belege gesammelt. Ich gebe hier einige Beispiele, worin es sich um Eigennamen handelt: „ein tûsint beleib ime dâ tût von chriechisen chunne, ê Alexander den furt ie gewunne“ (Vor. Alexander Kinz. 1222 - Heinzl); „si mac sîn gerne loughen, des Prünhilde hie verjehen hât“ (Nib. hs. B 774,4 - Schmedes).

Handelt es sich im vorausgehenden Satz um ein Pronomen der 1. Person, wie an unserer Stelle, so kann die nähere Angabe nur in der 3. Person stehen z.B. „wol dich, trût tochter mîn, nu vrouwet sich der vater dîn (Roth. 3888). Vermischung der 1. und 3. Person, wobei der Sprechende seinen Namen nennt, kommt in den Volksepen und auch sonst nicht selten vor. Einige Beispiele aus dem Nibelungenlied, in dem bekanntlich Sitten und Art des 12. Jahrhunderts sich ziemlich getreu abspiegeln, mögen das zeigen: „dô sprach der marcgrâve wider daz edel wîp; ez muoz noch hiute gelten des Ruedegêres lîp, swaz ir und ouch mîn herre mir liebes hât getân“ Nib. 2100 (Schmedes); „Leget mîne friunde, die schilde für den vuoz und geltet, ob iu iemen biete swachen gruoz, mit tiefen verwunden: daz ist Hagenen rât.“ Hier treten die Personen im Gefühl ihres Wertes mit dem eigenen Namen hervor. Unter diesem Gesichtspunkte erklärt es sich, daß der Dichter sich in einer dem modernen Empfinden unverständlichen Art mit dem eigenen Namen bezeichnet.

Hergêr hieß der Dichter, seine Söhne, wie wir vermuten dürfen, Kerlinc und Gebehart. Aus der Tatsache, daß der Dichter sich beide Male mit seinem Rat an Kerlinc wendet, läßt sich vielleicht schließen, daß dieser der jüngere war.

c) DIE DATIERUNG DES DICHTERS

Die reichhaltigsten Anhaltspunkte zur Datierung unseres Dichters scheint Strophe 25,20 mit ihren vielen Eigennamen zu bieten. Man könnte glauben, es genüge nur das Todesdatum der genannten Herren festzustellen, um die Entstehungszeit des Spruches fast auf den Tag bestimmen zu können. Trotz der eifrigsten Nachforschungen gelingt es aber kaum einen dieser Eigennamen mit Sicherheit zu identifizieren. So hat man einen Hein-

rich von Gebechenstein der zeitlich passen würde, überhaupt nicht nachweisen können. Nur einmal taucht in einer Urkunde ein Wernhart von Steinberg auf. Geschlechter, die der Dichter mit „von Stoufen“ gemeint haben kann, gibt es verschiedene, und in allen kommen Heinriche vor, sodaß sich, wie auch Haupt meint, nicht wird bestimmen lassen, welcher Heinrich von Stoufen dem Dichter vorschwebt. Am Ende bleibt nur Walther von Hûsen übrig. Haupt will in diesem Walther den Vater des Minnesängers Friedrich von Hausen erkennen, dem wir von der Zeit um 1140 bis zum Jahre 1173 häufig in Urkunden begegnen¹⁾. Daher meint Scherer²⁾: „Aus Haupts urkundlichen Nachweisungen (Hartmann von Aue Lieder und Büchl. S. XVI, MF S. 237 Zs. 13, 326) ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit, daß der Anonymus nach 1175 noch lebte: Walther von Hûsen kommt 1173 zuletzt vor, Heinrich von Stoufen 1177 MF 238, oder wenn der ältere Steveninger gemeint ist MF 232, 1175; der letzte Steveninger ist wohl zu jung und sein Tod zeitlich zu weit entfernt von dem der anderen, mit denen ihn der Dichter 25,21 in einem Atem beklagt.“

Vogt schließt sich in seiner Geschichte der mhd. Lit. S. 157 dieser Datierung an: „unter den Namen jener verstorbenen Kunstbeschützer begegnet Walther von Hausen, der bei Worms begüterte Vater des Minnesängers Friedrich. Daß er im Jahre 1173 zum letzten Male urkundlich bezeugt ist, gibt den einzigen bestimmteren Anhaltspunkt für die Datierung der Sprüche. Ein Heinrich von Staufen, den er mit ihm zusammen beklagt, führt in den Kreis der Burggrafen von Regensburg; vielleicht ist sogar der Vater des Dichters gemeint, der noch gelegentlich von Staufen genannt wird und 1174-77 starb.“

Bevor wir uns mit diesen Identifizierungen befassen, wollen wir uns erst die Strophe 25,20 etwas genauer ansehen. Es erhebt sich zunächst die Frage: Wenn der Dichter den Tod einiger Herren in diesem Spruch beklagt, sind wir dann zu der Annahme gezwungen, daß sie alle um dieselbe Zeit gestorben sind?

Das Erlebnis, das unseren Spruch veranlaßte, war Wernharts

¹⁾ Vgl. Vogt, MF Anm. zu 25,21.

²⁾ Scherer a.a.O. S. 290.

Hinscheiden. Dieser schwere Verlust rief im Dichter die Erinnerung an andere hochverehrte Herren wach, die der Tod früher dahingerafft hatte. Mit Sicherheit läßt sich also sagen, daß Wernharts Tod der Entstehung unseres Spruches unmittelbar vorherging, auch daß Wernhart von allen der zuletzt Verstorbene war. Die Tatsache, daß er den Hingeschiedenen die sagenhafte Gestalt des Fruot an die Spitze stellt, läßt meines Erachtens der Möglichkeit Raum, daß er ihrer nur als Mustergestalten ritterlicher Tugend, nicht als Gönner gedenkt. Es ist also nicht unbedingt sicher, obwohl immerhin wahrscheinlich, daß alle (Fruot ausgenommen) wie Wernhart seine Gönner gewesen sind. Bei einer Betrachtung der Art und Weise, wie der Dichter diese Herren erwähnt, können wir die Beobachtung machen, daß er, anstatt mit den Geschehnissen der Gegenwart anzufangen und dann allmählich immer tiefer in die Vergangenheit zurückzugehen, umgekehrt verfährt, indem er mit der sagenhaften Vorzeit beginnt und mit der Gegenwart endet. Wenn er dabei, was begreiflich wäre, chronologisch verfährt, wie auch Garthaus S. 228 vermutet, dann muß der Tod Walthers von Hûsen am weitesten zurückliegen, und es folgten dann der Reihe nach die Sterbetage des Herrn von Gebchenstein, des Herrn von Stoufen und Wernharts von Steinberg. Waren diese Herren seine Gönner, so hat er vermutlich dem Herrn von Hûsen zuerst gedient, und wenn bei Wernharts Tod Walther von Hûsen schon der fernen Vergangenheit angehörte, so muß des Dichters Aufenthalt auf Steinberg (vermutlich) einige Dezennien nach 1173 fallen. Der Dichter hätte dann wahrscheinlich bis in die neunziger Jahre gelebt und wäre dann ein Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide gewesen.

Aber auch die von Haupt, Scherer und Vogt als sicher betrachtete Identifikation Walthers von Hûsen steht nicht fest. E. Henrici hat den Namen Walther von Hûsen in einer Urkunde vom Jahre 1124 gefunden. Er nimmt an (und Vogt gibt ihm Anm. zu 25.21 offenbar Recht, auch Steinmeyer äußerte sich zustimmend), daß dieser Walther nicht mit dem, der später vom Jahre 1140 bis 1173 fast ununterbrochen bezeugt ist, identisch sein könne. Das stimmte zu Henricis Behauptung, daß die Sprüche nicht über die Mitte des XII. Jahrhunderts

herabreichten. Das Geschlecht derer von Hûsen gehörte, nach Henricis Nachweis, in die Wormser Gegend. „Es liegt nahe, so bemerkt Henrici¹⁾, den von Stoufen in der Wormser Gegend zu suchen; es gibt hier auch in der Tat eine Familie von Stauf, deren Stammschloß ca. 1150 an die Grafen von Eberstein überging; der von Spervogel beklagte könnte dann spätestens 1150 gestorben sein, und das stimmt gut zu unserer übrigen Rechnung.“

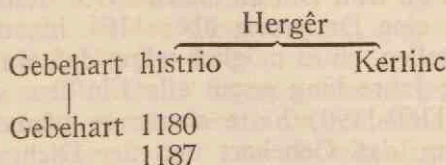
Sowohl Scherer wie Henrici gründen ihre Datierung auf die, wie ich glaube, irrige Voraussetzung, daß Walthers von Hûsen Tod ungefähr gleichzeitig mit der Entstehung des Spruches erfolgte.

Wo das in der Strophe 25,20 enthaltene Material nicht ausreicht, können wir unsere Zuflucht zu anderen urkundlichen Belegen nehmen, in denen der Name Gebehart erscheint. Scherer berichtet darüber in seinen D. Studien S. 293 f.: „Gebehart ist mir von Müllenhoff nachgewiesen; im Schenkungsbuch des Klosters St. Emmeram Nr. 216 unter Abt Perger (1177-1201) findet sich Gebehart gigare als Zeuge; in einer Prüflinger Urkunde Nr. 63 Gebehart cytarista. Dann — wohl nach dieses Gebeharts Tode — in einer Weltenburger Urkunde von etwa 1180 Gebehart filius Gebehardi histrionis, in einer anderen ebenda von 1187 noch mal Gebhart filius Gebhardi histrionis. Alles in Regensburg oder nahe dabei. Und in der Prüflinger Urkunde stehen daneben als Zeugen Sigefridus et frater eius Hartwicus ministerialis Heinrici prefecti (d.i. des Burggrafen von Regensburg) und Sigbot de Stoufe.“ Vogt gibt dieses Zitat MF S. 296 und bemerkt dazu: „Ich halte diesen schon von Wilmanns in die Anmerkung gesetzten Nachweis nach wie vor für wichtig.“

Von diesen 4 Urkunden fehlt für die ersten zwei eine genauere Datierung; auch läßt sich nicht feststellen, ob hier mit Gebhart gigare und Gebehart cytarista der ältere oder der jüngere Gebehart gemeint ist. Wenn die anderen beiden zu 26,15 herangezogen werden können, so kann hier nur der ältere Gebehart — der Gebehart histrio — in Betracht kommen, dessen Sohn

¹⁾ Henrici a.a.O. S. 20.

Gebehart also 1180 und 1187 als Zeuge auftritt. Aus der Tatsache, daß dieser sich als Gebhart filius Gebhardi histrionis unterschreibt, braucht nicht mit Haupt gefolgert zu werden, daß der Vater schon gestorben war; dann wäre eben der Zusatz filius Gebhardi überflüssig gewesen. Er läßt sich nach diesen Ausführungen folgender Stammbaum aufstellen:



Wir stellen fest: um 1180 war der Enkel des Dichters schon so alt, daß er als Zeuge auftreten konnte. Gesetzt dieser Enkel wäre damals 20 Jahre alt gewesen, so muß der Vater vor 1160 geheiratet haben. Geschah dies vor oder nach der Entstehung der 1. Pentade? Wenn wir ferner annehmen dürfen, daß mit den Söhnen (25,13) Kerlinc und Gebehart gemeint waren — andere Namen werden ja in den Sprüchen nicht genannt — so läßt sich vermuten, daß Gebehart sich erst nach dieser Zeit in der Fremde selbständig gemacht und eine Familie gegründet hat. Der Spruch 25,13 muß dann vor 1160 entstanden sein. Danach würde 25,21 nur ein älterer Walther von Hûsen, vielleicht der von Henrici in der Urkunde von 1124 nachgewiesene, in Betracht kommen. Was Heinrich von Stoufen betrifft, könnte man mit Henrici mutmaßen, daß er ca. 1150 gestorben ist. Die Urkunde mit Wernher von Steinberg aus 1165 wäre aber dann zu jung, und es bliebe allein der Werenhardus de Steinesberch aus der Urkunde von 1128 übrig (vgl. Vogt MF S. 294). Freilich hätten wir dann anzunehmen, daß Wernhart noch ungefähr dreißig Jahre gelebt hätte, bis er wohl in hohem Alter zwischen 1150 und 1160 starb und damit den um vier Jahre früher bezeugten Walther von Hûsen um einige Dezennien überlebte. Wahrscheinlich stand Hergêr, als Wernhart starb, schon in vorgerücktem Alter. Nehmen wir an, daß er damals 50 Jahre alt war, so war er im ersten Dezennium des Jahrhunderts geboren, und sein Dichten fiel ungefähr in die Zeit zwischen 1130

bis 1160. Das stimmt auch zu Roethes Urteil in der ADB: „Die archaische Verstechnik des Dichters weist mit ihren unreinen Reimen, ihrer gleichmäßigen Verwendung stumpfer und klingender Ausgänge, ihren fehlenden Senkungen in eine erheblich frühere Zeit (als in der Spervogel lebte) hin, wie der von den modernen Strömungen unberührte Gedankenkreis.“ Wenn aber Roethe trotzdem an dem Datum „nach 1173“ festhält, ja keine Bedenken gegen eine Datierung über 1185 hinaus hat, ließe sich die Frage stellen, ob es möglich wäre, daß ein Dichter sich ungefähr dreißig Jahre lang gegen alle Einflüsse einer so tiefbewegten Zeit (1160-1190) hätte absperren können. Die bisherige Auffassung, daß Gebehart und der Dichter einer und derselben Generation angehörten, führte in Verbindung mit der Datierung der Gebehart-Urkunden dazu, den Hergêr in eine spätere Zeit hinaufzurücken.

3. HERGÊRS SOZIALE STELLUNG UND DIE KULTURELLE BEDEUTUNG SEINER POESIE

Bereits H. Schneider hat in *Heldend.* S. 513 auf die Notwendigkeit einer Geschichte der Spruchdichtung der nachwaltherischen Zeit hingewiesen. In der Tat ist es nicht leicht, einen Überblick über die Spruchdichtung, wie sie uns bei Hergêr zuerst entgegentritt, und wie sie für das XIII. Jahrh. vor allem in der Jenaer Liederhandschrift überliefert ist, zu gewinnen. Der Grund liegt wohl darin, daß Walthers überragende Größe die Forschung in ihrem Bann hielt. Verglichen mit Walthers genialer Kunst schien die Poesie jener Dichter, die sich ausschließlich der Spruchdichtung widmeten, jeden Glanz zu entbehren. Die Minnelyrik war adlige, ritterlich-lebensfrohe Dichtung, die Spruchpoesie galt für eine bürgerlich-didaktische. Neben Walther nahm allenfalls noch der adlige Reinmar von Zweter das Interesse in Anspruch. Die anderen Spruchdichter gehörten zu jenen Spielleuten, die ohne literarischen Ehrgeiz, ohne höhere Gesinnung, Gabe heischend, die Herren lobend oder scheltend, andere Kunstgenossen befehdend, rechtlich ehrlos, und von der Kirche verdammt, durch die Lande zogen. Mit Verwunderung

38

mußte man aber die Tatsache feststellen, daß auch der ritterliche Walther die bürgerliche Spruchdichtung gepflegt hatte, und man glaubte, Walther habe die Standesschranken durchbrechen müssen, als er, der Adlige, von der Minnelyrik zur Spruchdichtung schritt. Der treffliche Kenner der älteren Spruchdichtung Roethe, der in seinem Werke über Reinmar von Zweter die gesamte Spruchpoesie des XII. und XIII. Jahrhunderts in den Bereich seiner Forschung zog, gab in der A.D.B. folgendes Urteil über Hergêrs Poesie: „Die Sprüche der Spervogelpoesie sind zumal in ihren ältesten Bestandteilen für uns unschätzbare Dokumente der reinen volkstümlich-spielmännischen Spruchdichtung, wie sie war, ehe höfische Einflüsse sie zu der Spruchpoesie Walthers umformten, ehe gelehrte Kunst sie auf den abschüssigen Weg zum Meistergesang brachte.“ Über den Dichter selber, dessen klare, starke Persönlichkeit und konservativ bäurische Gesinnung er lobend hervorhebt, schrieb Roethe: „Bäurischen Standes hat er doch als junger Bursche den Pflug verschmäht und den Reizen des aufregenden Spielmannstreibens nicht widerstanden. Er hat es soweit gebracht, daß er von Schusters Rappen zum eigenen Pferde avanciert ist . . .“

Es ist Naumanns Verdienst eine Klärung des romantischen Begriffs Spielmannspoese angestrebt zu haben¹⁾; er sprach dem eigentlichen Spielmann jede höhere dichterische Begabung ab und legte dar, daß dieser unmöglich der Schöpfer der Dichtungen gewesen sein könne, mit deren Vortrag er sich ernährte.

Diese Untersuchung führte Naumann zu einer höheren Einschätzung des ältesten Spruchdichters: „Hält man mir Hergêr und seine drei oder fünf kurzen Tiersprüche entgegen, so muß ich allerdings bekennen, daß ich mir auch für die uns bekannte vorhöfische Spruchdichtung, so wenig wie etwa für die eddische Spruchpoese, mit der sie manches Motiv, wie das vom fremden Dach und eigenen Heime teilt, nicht das liederliche Gesindel der Spielleute als Urheber denken kann, daß ich überhaupt an fahrende Spruchdichter nicht glaube.“ Das Vorurteil gegen die

¹⁾ H. Naumann, Versuch einer Einschränkung des romantischen Begriffs Spielmannsdichtung, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur und Geisteswissenschaft, 2, Heft IV.

Spruchdichter hatte aber zu tief Wurzel gefaßt. Wenig Jahre später schränkt in derselben Zeitschrift (8,61) Steinger das günstige Urteil ein; er hält sowohl den Hergêr, bei dem er zwar „ländlichen Erdgeruch“ aber nichts von ritterlichem hochgemüete spüre, wie auch den Spervogel für Leute niederen Standes. Es ist daher nicht überflüssig auch hier einer Erörterung dieser Frage Raum zu geben.

Eine Urkunde, in der uns Hergêr bezeugt ist, gibt es nicht. Kein Dichter hat uns seinen Namen erwähnt, daher sind wir für die Beurteilung seines Standes lediglich auf seine Sprüche angewiesen. Vergleichen wir Walthers Dichtung mit der Hergêrs, so läßt sich bei aller Anerkennung von Walthers überragender Kunst, kein triftiges Argument für die Annahme anführen, daß Walthers Stand ein höherer gewesen wäre als der Hergêrs. An Würde der Person und Ernst der Dichtung steht dieser dem großen Nachfahren nicht nach. Wenn immer wieder von Hergêr berichtet wird, wie z.B. bei Schneider a.a.O. S. 413, „Er ist immer auf das Gehren angewiesen und findet in Lobsprüchen auf gütige Herren sein Hauptthema“, so wird der Dichter damit in eine falsche Beleuchtung gerückt. Bettelsprüche hat er, soweit die Überlieferung uns ein Urteil gestattet, nicht gedichtet, so wenig wie Scheltsprüche, und der Nachruf auf Wernhart ist kein Lobspruch im gemeinen Sinn. Wenn er einmal beklagt, daß er vergebens den fruchtbeladenen Ast geschüttelt hat, so läßt sich bei Walther ein ähnlicher Spruch (20,31) daneben stellen, der sogar mit einer unverhüllten persönlichen Bettelei schließt. Nicht, daß es Walther zur Schande gereicht hätte! Als mittellose Sänger blieb ihm eben in einer vorwiegend agrarischen Welt, solange er nicht am Herde eines Gönners saß, kein anderes Mittel sein Leben zu fristen. Walthers Selbstgefühl beruhte auf seiner Kunst, nicht auf seinem Stande. Auch Hergêr war sich seines Wertes bewußt, und aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich die Namensnennung 26,21. Ebenso spricht gefestigtes Selbstgefühl aus den Worten, die er in tiefer Besorgnis an die in die Fremde ziehenden Söhne richtet. Diese Worte erwecken den Gedanken, daß der Besitz von „eigen“ und „lêhen“ wohl zu seiner Persönlichkeit gepaßt hätte.

Scherer hielt ihn für einen Bauernsohn: „es stand ihm frei das

Land zu bebauen wie wahrscheinlich seine Eltern und Voreltern getan¹⁾." Diese Meinung beruht, wie Wallner a.a.O. nachgewiesen hat, auf einer irrtümlichen Deutung von 26,30: mit „daz ich ze bûwe niht engreif“ ist nicht der Ackerbau gemeint, sondern der Hausbau. Aus der Tatsache, daß der Dichter seine Bilder dem Bauernleben entnimmt, läßt sich, wenn wir den agrarischen Charakter jenes Zeitalters berücksichtigen, nicht ohne weiteres auf bäuerliche Herkunft schließen. Auch Roethe hat bekanntlich später die Argumente für die bäuerliche Herkunft des Dichters weniger hoch angeschlagen²⁾. Wie seine Söhne und wie sein Enkel hatte auch Hergêr sich von Jugend auf dem Künstlerberuf gewidmet. Darauf weist neben der beträchtlichen Zahl seiner Gönner auch die Tatsache, daß er es im Alter bereut, nicht in der Jugend bedacht zu haben, daß man „ze hove leit werden“ kann.

Hergêr besaß eine für seine Zeit sicher ungewöhnliche Laienbildung: er war mit der Heldensage wie mit der geistlichen Dichtung seiner Zeit, soweit diese für Laien bestimmt war, vertraut. Auch die Kaiserchronik war ihm bekannt, und die Wolfsfabeln lassen auf mittelbare Beziehungen zur klösterlichen Gelehrsamkeit schließen. (Vgl. Scherer S. 339 f.)

Über Hergêrs künstlerische Begabung lautet das Urteil im allgemeinen nicht günstig. „Seinen Sprüchen“, sagt Wilmanns³⁾, „kommt wenig Originalität zu.“ Gewiß ist es war, daß er sich traditioneller Redewendungen, der knappen Formeln, in die von altersher die überkommene Lebensweisheit gekleidet wurde, bediente, aber tat das nicht jeder mittelalterliche Dichter, und bestand nicht gerade ihre Kunst darin, die alten Mosaiksteine zu einem neuen überraschenden Ganzen zusammenzufügen?

¹⁾ Scherer a.a.O. S. 287.

²⁾ ZfdA 48,146. „ich möchte den biographischen Gehalt der Anonymusprüche jetzt geringer anschlagen, als ich das A.D.B. XXXV,140 f getan habe. Das Tantalusgleichnis 29,13, das seine andre Hälfte an Spervogels Spruch 23,13 hat und das seltsame Gleichnis von dem Baum mit zweierlei Obst, 29,20, ein Bild, das aus zwei Haufen gepflückten Obstes misverstanden scheint (H.M.S., III,42), sprechen in ihrer Unwürklichkeit eher gegen als für bäuerische Herkunft;“.

³⁾ Wilmanns-Michels, Leben S. 18.

Für seine Gelegenheitsprüche, zu denen die Beobachtung von Menschen und Zuständen sowie seine eigenen Schicksale den Stoff boten, trifft dieser Vorwurf am wenigsten zu. „Die Sprüche des Anonymus zeigen ein so starkes persönliches Element, wie es in der mhd. Spruchdichtung nicht wieder begegnet,“ sagt Roethe. Hergêr besaß eben eine kräftige Individualität, daher tritt uns in so vielen Sprüchen von ihm seine Gestalt leibhaftig entgegen. In dieser Beziehung mutet der Dichter modern an, auch in der Klarheit des Ausdruckes, über der man zu vergessen geneigt ist, — ich denke an den Streit um den Namen Hergêr — daß der mühsam um das Wort und mit dem Wort ringende Dichter an die Stilgesetze seiner Zeit gebunden war. Den Kern der Sache arbeitet er klar und scharf heraus mit einer gewissen Kargheit in der Ausführung, ohne Pathos und ohne moralisierenden Ton. Roethe will diese Knappheit auf die kurze Strophenform und auf die Tatsache zurückführen, daß die Gleichnisse als allgemein bekannt vorausgesetzt wurden. Ich glaube aber, daß sich darin der besondere Charakter dieser alten Spruchdichtung offenbart. Das Publikum suchte in den Sprüchen Belehrung über das Leben, Lebensweisheit, daher auch die Vorliebe für die in kurze Formeln gefaßte Lebenserfahrung, die von Person zu Person, von Generation auf Generation ging. Ein Vorzug war die scharfe Prägung, die nicht nur, wie bei einer wissenschaftlichen Definition, jede Mißdeutung ausschloß, sondern auch, besonders wenn der Reim die Zeilen zu einer abgeschlossenen Einheit zusammenschmiedete, dem primitiven Denken die Wahrheit zu verbürgen schien. Ich erinnere in diesem Zusammenhange an die Beliebtheit jener Sammlungen von Weisheitssprüchen, wie sie Freidanks Bescheidenheit darstellt. Es handelt sich hier um die über Jahrhunderte aufgespeicherte Weisheit der Denker aus dem Volke, um eine primitive „biologische“ Wissenschaft. In der Ausführung des Spruches gelangt die Art und Weise zum Ausdruck, wie das Publikum sich diese Weisheit zu eigen machte. In dem Spruch — lehrreich sind in dieser Beziehung 27,34 oder 26,13 — wird scharf und klar der Einzelfall gegeben, nämlich das eben Erlebte und daran das allgemeine Gesetz veranschaulicht. Hatte das Publikum das eingesehen, so war die Lebensweisheit zu

seinem persönlichen Eigentum geworden. Jedes überflüssige Wort hätte geschadet. Allerdings kann man auch verstehen, warum Scherer diese Poesie trocken und starr findet. Es haftet ihr in der Tat eine gewisse nüchterne Kühle an.

Diese Charakteristik gilt für die Sprüche der II., III. und V. Pentade, aber, könnte man fragen, auch für die I. Pentade und für Strophe 28,13, die offenbar rein persönliche Interessen des Dichters behandeln? Ich glaube, vom Standpunkt des Dichters aus ganz gewiß, denn auch dieser Stoff gehört mit zum vollen Leben, das der Dichter zu schildern hatte. „Der Anonymus,“ sagt Ehrismann, „ist überhaupt der naive Mensch, er ist der Mittelpunkt, um den sich die Dinge drehen, sein Leben ist das Bild des Lebens überhaupt¹⁾.“ Gerade in diesen Sprüchen, in denen der Belehrungszweck nicht so stark hervortritt, pulsiert bisweilen wärmeres Leben und inniges Gefühl, der ganzen Eigenart dieser Poesie zum Trotz, wie der Spruch an die Söhne beweist.

Der Spruchdichter Hergêr war ein Kenner des Lebens und der darin waltenden Gesetze, ein „Biologe“, ein Weiser, kein Moralprediger. Daß er auch, wie Roethe feinsinnig bemerkt, die geistlichen Sprüche in derselben Weise ausführte, zeugt für die Kraft seiner Individualität.

Von der neuen Welle der Christianisierung, die im X. Jhrh. eingesetzt hatte, wurde auch unser Dichter erfaßt, und er stellte seine Gaben in den Dienst der christlichen Propaganda. Obwohl er bereits für seine eigene Person mit dem Glauben Ernst gemacht hatte, hält ihn zum Teil noch die germanisch-heidnische Gedankenwelt in ihrem Bann. Er ist vielleicht durch Ungunst der Überlieferung der erste, zugleich aber, wie wir vermuten dürfen, der letzte deutsche Lyriker, dem diese germanische Welt noch Sache des wirklichen Lebens war. Von dem sogenannten Volksepos sagt Panzer (das altd. Volksepos): „wie die höfischen Epen die Ideale des neuen Rittertums enthielten, so war auch das altgermanische Epos ausgesprochene Standespoesie.“ Auch die bei Hergêr in dieses Gebiet weisenden Sprüche tragen denselben Charakter; die Heldensage bedeutet für ihn

¹⁾ Ehrismann a.a.O. S. 7.

die höhere vorbildliche Bühne des Lebens, und für den Vortrag dieser Sprüche war er auf die Höfe angewiesen. So urteilt auch Steinmeyer AfdA 2,138: „die fünf Gönnerstrophen des Anonymus können zwar sehr wohl öfter als einmal vom Verfasser vorgetragen, von anderen vielleicht nachgesungen sein, aber doch jedenfalls nur an ritterlichen oder fürstlichen Höfen, nicht vor einer Volksmasse.“ Indessen wurden auch die geistlichen Sprüche dort vorgetragen; darauf weist Str. 29,34, worin neben der Ehre die Sorge für die Seele empfohlen wird.

Hergêrs Poesie ist an die Höfe gebunden; sie ist höfische Poesie sowie der Minnesang höfische Poesie war. Wenn Walther den Schritt von der Minnellyrik zur Spruchdichtung vollzog, so geht er von der modischen Hofpoesie zur alten Hofpoesie über, die wir infolge des in ihr hervortretenden germanischen Elements auch die altnationale Hofpoesie nennen könnten.

Wäre uns die I. Pentade nicht überliefert, so hätten wir uns der Annahme anschließen dürfen, daß Hergêrs Poesie aus der geistlichen Dichtung hervorgegangen ist, zumal der altertümlichste Spruch 30,27 Gottes Allmacht schildert. Das intime Verhältnis zu der Heldensage, wie dies in der I. Pentade zutage tritt, weist aber auf germanische Wurzeln seiner Poesie.

Diese Pflege der Heldensage ist wohl das ältere Element in Hergêrs Poesie. Von der germanisch-deutschen Gedankenwelt hat sich nur das Persönlichkeitsideal erhalten: höchstes Ziel ist der Glanz, der die Person umstrahlt als geehrtes Mitglied der mittelalterlichen Gesellschaft, die Ehre, von dem erworben, der nicht am Gut hängt, mit vollen Händen aus seinem Schatz spendet und dem hilfsbedürftigen „anständigen Menschen“ (dem biderben man) durch Gaben und durch Zuweisung eines Lehngutes zu helfen bereit ist. Hergêr rühmt an Wernhart, daß er „niht vor den êren versparte“ d.h. seinen ganzen Schatz für die Ehre hingab. Und wie im Volksepos nur der ein wahrer Held ist, der sich schon in der Wiege durch gewaltige Körperkraft auszeichnet, so war Wernhart von Geburt an (25,34.35) in diesem höchst denkbaren Maße freigebig (26,1).

Wernharts Sitz, Burg Steinberg, konnte nur dem anheimfallen, der auf Ehre hielt, der den guten Ruf der Burg wahrte. Diese Art zu leben und das Haus zu führen, wird auch in zeit-

genössischen Werken und im Volksepos als vorbildlich gepriesen. Für die Kaiserchronik verweise ich bloß auf die Parallelstelle Kchr. 16162 „er gab unde lêch: swes er dem armen verzêch daz ne maht er niender gewinnen¹⁾.“ Rol. 7418 „nu gib iz selbe eineme herren ther thiseme rîchi gezeme; ther miltichlichen gebe und niht enspare vor then êren“; Nib. 1310. „die kunden und die geste die hâten einen muot daz si dâ niht sparten deheiner slahte guot; swes iemen an si gerte, daz gâben si bereit; des stuont dâ vil der degene von milte blôz âne kleit.“

Das den kirchlichen Anschauungen entsprechende Herrenideal legt den Nachdruck auf die auf einem stärkeren sozialen Gefühl beruhenden christlichen Vorschriften der Nächstenliebe (vgl. Glouve 1680 ff.). Immerhin besteht zwischen dem weltlichen und dem kirchlichen Herrenideal ein gewisser Parallelismus, wie auch die weltliche Vorschrift „niht vor der êre sparen“ eine Parallele in der Vorschrift der Kirche findet, was vom Einkommen übrigbleibt, den Armen zu spenden. Daraus läßt sich die Formel erklären „geben durch got und durch êre“, z.B. Herzog Ernst 154 „beidiu durch êre und durch got teilte er swaz er mohte hân“. Tiefere Gemüter fühlten sich in schweren Stunden von dem Gedanken gequält, daß sie beim Almosenspenden nur an die Ehre gedacht hätten z.B. in der Upsalaer Sündenklage (Waag XIII, 13 „ich gaf mîn almûsene in rûm“).

In kultureller Hinsicht war dieses weltliche Herrenideal wertvoll: am Hofe, wo der Wirt der liberalitas pflegte, konnte sich eine freudige Schar sammeln. Hier war die Sorge verbannt, hier fand der Sänger eine Wirkungsstätte und konnte in seinen Sprüchen wie in einem Spiegel das Leben zeigen. Hier am Hofe trug er die Heldensage vor und leitete zu den höchsten Werten an, die sich im Leben erwerben ließen. Eine solche pädagogische Aufgabe setzt eine so angesehene Stellung voraus, wie Hergêr sie auf Steinberg innehatte und der nur der Tod des Gönners ein Ende bereitete.

Der Herrenhof als Zentrum der Kultur ist das lockende Ziel des Sängers, während das Wandern selbst als ein Unglück empfunden wird. Kann oder will man ihm am Hofe keinen

¹⁾ Henrici a.a.O. S. 8.

dauernden Aufenthalt mehr gewähren, so sehnt er sich nach einem eigenen Heim: so geht es Hergêr, so geht es später Walther.

Es versteht sich, daß diese Lebenshaltung des „niht vor der êre sparen“ nur zu einer Zeit als Richtschnur gelten konnte, wo der adlige Herr über ungemessenen Landbesitz verfügte, in einer agrarischen Wirtschaftsperiode, in der die Sicherheit der wirtschaftlichen Existenz auf dem Ertrag der Felder beruhte und der Blick nicht weiter als bis zur nächsten Ernte reichte, in der die Überschüsse sich schwer in bare Münze verwandeln ließen und sich dem Kapital wenig Verwendung darbot. Mit dem Übergang der agrarischen Wirtschaftsform in die kapitalistische mußten sich die Anschauungen ändern. Die wirtschaftliche Expansion vollzog sich nach ökonomischen Gesetzen. Ein neuer Kampf ums Dasein mußte geführt werden, in dem nicht Geburtsadel und Körperkraft mehr galten, sondern wirtschaftliche Waffen. Keiner stand den neuen Verhältnissen ratloser gegenüber als der Spruchdichter, dessen Ideal der adligen Lebenshaltung der vergangenen Wirtschaftsperiode angehörte. Er begriff die Zeit nicht mehr, die sich von den edlen Idealen immer weiter abwandte. Die Werkkraft der von ihm vertretenen Kultur wurde immer schwächer, seine Existenz war bedroht. Trotzdem blieb er von der absoluten Gültigkeit der von ihm verkündeten Ideale felsenfest überzeugt. Nach seiner Meinung trugen die Herren allein die Schuld, die dem alten Ideal untreu geworden waren. Diese Zeittendenzen, die den Spruchdichtern des XIII. Jahrhunderts die verzweifeltsten Klagen entzogen, machten sich schon um die Mitte des XII. Jahrhunderts bemerkbar. In diesem Licht muß Hergêrs Klage 27,3 „die hêrren sint eraget“ betrachtet werden.

III.

Der jüngere Dichter (Spervogel)

III - DER JÜNGERE DICHTER (SPERVOGEL)

1. ZUR INTERPRETATION DER SPRÜCHE

a) SPERVOGELS STIL

Der allgemeine unpersönliche Charakter der Spruchpoesie tritt in der Spervogeldichtung, verglichen mit den Sprüchen eines Hergêr oder Walther von der Vogelweide in erhöhtem Maße hervor. Eigennamen, die sonst einem Spruche etwas Individuelles, Erlebnishaftes verleihen, sucht man hier — der Spervogelname 20,18 steht in einem unechten Spruch — vergebens. Charakteristisch ist in dieser Beziehung für den Spervogelstil, daß das Anredewort „du“ (ihr) fast garnicht gebraucht wird; nur 22,9 und 22,17 steht es in traditionellen Strophenanfängen. An den Stellen, wo der Dichter vermutlich seine Worte an eine vor ihm stehende Person richtet, gelingt es ihm nicht aus sich herauszutreten. Es ist gleichsam, als wenn zwischen ihm und der angeredeten Person eine Scheidewand errichtet wäre, und was wir vom Dichter hören, sind bestenfalls Sätze unpersönlicher Art. Als Beispiel hierfür verweise ich auf Str. 22,1, die in einzelne scheinbar unzusammenhängende kritische Bemerkungen zerfällt. Von den Schlußzeilen dieser Strophe sagt Ehrismann: „Technisch sind diese letzten Verse im Verhältnis zum Sinn des Ganzen nur Strophenfüllsel¹⁾.“ Die Interpretation wird ergeben, daß der Dichter sich hier wahrscheinlich an den Herrn wendet. Er fühlt sich aber mit seiner Persönlichkeit so gebunden, und er empfindet bei der poetischen Arbeit so vielfache Hemmungen, daß die dichterische Stimmung einfach nicht zum Durchbruch kommt.

Diese Eigenart des Dichters, die Gebundenheit seiner Persönlichkeit, das Auflösen alles Individuellen im Allgemeinen,

¹⁾ Ehrismann a.a.O. S. 20.

Unpersönlichen bildet für die Deutung der Sprüche und ihre biographische Verwertung die größten Schwierigkeiten. Das hatte schon Scherer empfunden, dessen Meinung ich mich vollkommen anschließe, wenn er a.a.O. S. 289 schreibt: „Noch immer sind die Gedichte wahrscheinlich vorzugsweise Gelegenheitspoesie. Aber die Veranlassung läßt sich oft schwer erkennen, und manchmal kann man garnicht sagen, ob eine Strophe überhaupt durch einen bestimmten Anlaß hervorgerufen ist oder nicht. 24,1 kann ebensowohl ein Spottgedicht auf eine Dame sein als ein Lobgedicht, und so, wie es sich gibt, ist es weder das eine noch das andere, sondern eine bloße Gnome. So weiß man auch mehrfach nicht, ob der Dichter von eigener Erfahrung ausgeht, oder von einer fremden, der er nur als Zuschauer gegenübersteht. Darum sind die Lebensverhältnisse des Dichters und seine Beziehungen zu Protektoren, die im zweiten Ton so offen daliegen, so versteckt¹⁾.“

So originell sich auch die Spervogeldichtung gibt, so ist sie doch nicht frei von formelhaften Elementen, und wie viele Gedanken des Dichters als traditionell anzusehen sind, kann man an der stattlichen Zahl von Parallelen ersehen, die J. Meier²⁾ gesammelt hat. Ob Spervogel einen reicheren Gebrauch von dem überkommenen Formelschatz gemacht hat als andere Dichter, mag dahingestellt bleiben. An poetischer Kraft reicht er jedenfalls nicht an Hergêr heran. Dazu fehlt ihm die Gabe, seine Erlebnisse unmittelbar auszudrücken. Die dichterische Arbeit findet bei ihm in der Sphäre des Intellekts statt, als ein dem Scheine nach leichtes, in Wirklichkeit aber mühsames Spiel des Geistes. Stimmungen und Gefühle dringen kaum in diese Sphäre hinein, und der Dichter deutet sie nur gedanklich an. Daher strömt in Spervogels Sprüchen nicht der warme Hauch des Lebens, daher spiegelt sich in ihnen nur schwach das Erlebnis ab, das sie ins Dasein gerufen hatte.

Für einen so veranlagten Dichter gewinnt das Priamel, dieses Kind des Witzes, eine besondere Bedeutung. Seine eigentümliche Form mit einem von vornherein feststehenden Gedankengerüst,

¹⁾ Scherer a.a.O. S. 289.

²⁾ J. Meier PBB 15,307.

gestaltet die Arbeit des Dichters zu einem mechanischen Spiel, indem sie ihn der Mühe der Gedankengliederung enthebt. Der Priamedichter sieht sich vor die Aufgabe gestellt, unter Beobachtung dieser festen Anlage, seine scharf formulierten Gedanken in dieses Gerüst einzufügen, sie in sinnvolle Beziehung zueinander zu bringen und zugleich den Sinn des Ganzen hervortreten zu lassen. An dem alten Priamel 30,34 läßt sich schon beobachten, daß der Dichter sich zu diesem Zwecke besonderer technischer Mittel bedient: Vergleichung und Antithese, Gleichlauf und Zeilenarchitektonik werden wirksam verwendet. Dieselbe Priameltechnik, nur ausgebildet und verfeinert, findet sich auch bei Spervogel. Es ist für das Verständnis der Spervogeldichtung von Wichtigkeit dieser Technik eingehend nachzuspüren.

Eine einfache, klare Anlage, die sich dem metrischen Bau der Strophe vortrefflich anschmiegt, zeigt das Priamel 23,21 auf dem nicht mit Unrecht Spervogels Nachruhm in der Zimmerischen Chronik beruht. Hier ist es ohne weiteres klar, daß 23,24-28 den Kerngedanken enthält, dem sich die beiden in den zwei Eingangszeilen enthaltenen Gedanken unterordnen. Wirksam trennt die Zeile 23,23 „daz ich iu sage daz ist wâr“ diese Nebengedanken von dem Kerngedanken und zwar verstärkt sie einerseits den Eindruck, daß diese Nebengedanken als ein Paar zusammengehören, während sie andererseits mit Nachdruck auf den Wert des folgenden Kerngedankens hinweist. Diesen realen Kerngedanken sollen nun die Nebengedanken deutlicher hervortreten lassen. Sie beleuchten einmal die Handlungsweise des Mannes, der, ohne an sich selber zu denken, nur seiner Frau viele schöne Kleider kauft, und stellen dann beide die sich ergebenden schlimmen Folgen in Aussicht. Ihr realer Wert besteht darin, daß sie dem Kerngedanken anschaulich zum Ausdruck gebracht, in Wahrheit aber abstrakte Züge beifügen: wer so handelt wie der Mann dieser Frau, handelt zugleich wie ein Mann in 23,21 und wie einer in 23,22; er handelt unklug und fahrlässig. Wir haben hier also einen Kerngedanken und dienende Glieder; man könnte diesen Priamelstil nicht treffender als mit dem Worte „gradualistisch“ bezeichnen.

Betrachten wir das schwierige Priamel 22,25. Es enthält wie

Roethe¹⁾ und Euling²⁾ meinen, „eine Häufung von Vorschriften“, weil deren innerer Zusammenhang sich nicht entdecken ließ. Tieferes Verständnis bekundet Ehrismanns Deutung: „Wan sol den mantel këren als daz weter gât“ hat hier nicht den utilitaristischen Sinn, seine Gesinnung wechseln je nach dem Profit, sondern bedeutet, sich einrichten nach den Verhältnissen und deren Wandel, sich in das Schicksal fügen wie Vers 26: man soll die Dinge nehmen wie sie sind. Daraus ergibt sich die Mahnung zum Maßhalten v. 27 f., im Geist der stoischen *ἀραγάθεια*. In v. 29-32 kann zugleich eine Warnung für die Mächtigen und Beglückten liegen.

Volle Befriedigung empfinden wir allerdings auch bei dieser Erklärung nicht. Wenn wir aber gradualistischen Stil annehmen, so dürfte alles klar werden: um den Kerngedanken v. 27 f. gruppieren sich die dienenden Glieder voraufgehend v. 25 f., folgend v. 29-32; dieser Kerngedanke setzt sich aus zwei Lehren, die, wie ein Ganzes aus zwei Hälften, gegensätzlich verbunden sind, zusammen. Inhaltlich stimmt nun v. 27 als Lehre für unangenehme Lebensumstände zu den beiden voraufgehenden Exempeln, die durch Gleichlauf (innere Anapher) zu einem Paar vereint sind und v. 28 kann nun nicht anders als zu den beiden folgenden trüben Lebenserfahrungen gehören. Offenbar hält der Dichter sich in Bezug auf die Mittel zur Herausarbeitung des Gedankenschemas an das Prinzip der Sparsamkeit. Diese Anlage wird noch durch Zeilenarchitektonik unterstrichen, sodaß unserem Priamel also folgendes Schema zugrunde liegt:

{	a	Wan sol den mantel këren als daz weter gât.
+	a'	ein frumer man der habe sîn dinc als ez dâ stât.
→	A	sîns leides si er niht ze dol,
→	B	sîn liep er schône haben sol.
{	b	êst hiute mîn, morne dîn:
+	b'	sô teilet man die huoben.
{	b'	vil dicke er selbe drinne lît, der dem andern grebt die gruoben.

¹⁾ Roethe, Reinmar von Zweter S. 245.

²⁾ K. Euling, das Priamel S. 465.

Die Interpretation muß demnach etwa lauten: man handle klug (wie nach der Lehre a) und handle zugleich mannhaft (wie nach der Lehre a') und sei daher in Bezug auf das, was einem Leid verursacht, nicht zu unsinnig. Dabei sei man aber gegenüber dem, was Freude bereitet, maßvoll, denn Besitz (b) und Machtstellung (b') gehören bald dem einen bald dem andern.

Ein ähnliches Gedankenschema läßt sich für 21,13 annehmen.

21,13 Swer einen friunt wil suochen dâ er sîn niht enhât

und vert ze walde spüren sô der snê zergât

und koufet ungeschouwet vil

und haltet gar verlorniu spil

und dienet einem bæsen man,

dâ ez âne lôn belibet,

dem wirt wol afterriuwe kunt

ob erz die lenge trîbet.

(ich lese 21,16 statt „gerne“ gar,
das durch t gestützt wird.)

Wenn man hoffnungsvoll und mit Aufbietung aller Kräfte, jedoch ohne die nötige Weltkenntnis einem lockenden Ziel nachgestrebt hat, das sich bei näherer Betrachtung als ein Trugbild erweist, so wird man sich bittere Vorwürfe wegen der aufgewandten Mühe und Zeit machen, sowie Reue über die unbesonnene Handlungsweise empfinden: ein traditionelles Motiv, wie das alte Priamel zeigt:

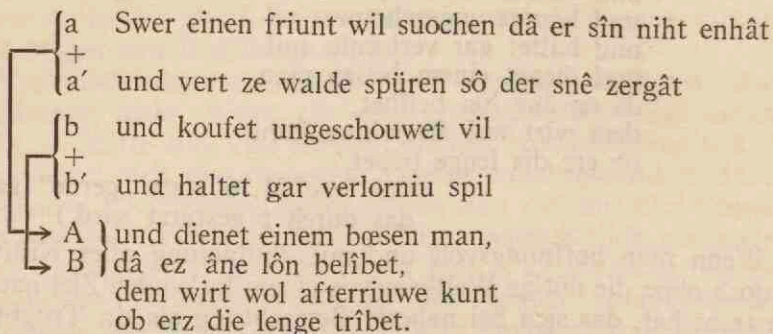
tiefe furt truobe
und schœniu wîphuore
swem dâ wirt ze gâch
den gerûwitz sâ.

Ein derartiger Vierzeiler wird auch Spervogel vorgelegen haben.

Es werden bei ihm fünf Situationen geschildert, in denen am Ende Reue empfunden wird. Den Kerngedanken birgt die zweite Hälfte der Strophe; die erste Hälfte enthält die dienenden Glieder, die paarweise zusammengehören und vom Dichter durch Parallelismus in der Satzkonstruktion als Zwillingspaare bezeichnet werden. Beim ersten Paar geht man suchend und spürend dahin mit einem bestimmten Ort vor Augen, an dem man das Gesuchte, Gespürte zu seiner Enttäuschung nicht findet;

beim zweiten sieht man sich in der Hoffnung betrogen Materielles vom Partner zu bekommen, und zwar geschieht dies zu wiederholten Malen („vil“ = oft; die Mehrzahl „verlorniu spil“). Soweit reichen die klaren Hinweise. Wozu nun diese Gruppierung? Vergleichen wir das soeben besprochene Priamel 22,25, so läßt sich vermuten, daß es sich auch hier bei der fünften Situation um eine Zweiteilung handelt: das erste Paar gehört wohl zu v. 21,17, das zweite zu v. 21,18.

Wir hätten also das folgende Schema:



Es handelt sich vielleicht ausnahmslos um konventionelle Bilder; Parallelstellen aus der derzeitigen Literatur können oft über den Sinn dieser symbolhaften Sprache aufklären, wo sie aber fehlen, sind wir auf bloße Vermutungen angewiesen. So will der Dichter mit dem Wort Freund (22,13) wohl den Begriff Treue wecken: Freund und Treue gehören zusammen (vgl. Erec 4548 f., Winsbeke Str. 36 Spervogel 24,9 f.), ebenso stehen auch Herr und Diener in einem Freundschaftsverhältnis, denn der Herr wird geradezu als „friunt“ bezeichnet.

Wer einem „böesen“ Mann dient, dem ergeht es wie einem, der einen Freund dort suchen will, wo er ihn nicht hat. Er hätte sich also erst überlegen sollen, ob der Freund (die Treue) am Ort anwesend ist. Dabei handelt der Betreffende ohne kluge Umsicht wie jemand, der die Fährte des Wildes im Schnee verfolgen will, ohne auf die Witterung zu achten. Mit Rücksicht auf das Ausbleiben der Belohnung, wenn das Dienstverhältnis längere Zeit dauert, ergeht es ihm, der immerfort seine Dienste leistet, wie einem, der immer „ungeschouwet“ kaufend um das

Erkaufte betrogen wird, und wie einem Spieler, der immer wieder den Einsatz wagt, obwohl die Möglichkeit zu gewinnen von vornherein ausgeschlossen ist.

Wem diese Deutung einleuchtet, wird zugeben müssen, daß der Dichter auf überraschende Weise die verwandten Situationen zusammengesucht und zu einem Gedankenkomplex vereint hat, indem er die traurige Situation eines Dieners schildert, der einem treulosen kargen Herrn längere Zeit dient und bittere Reue darüber empfindet, daß er sich vorher nicht eines Besseren besonnen hat.

In dem auch in der Überlieferung sich anschließenden Spruch 21,21 enthält die erste Hälfte nach Eulings Einteilung ein vierzeiliges analytisches Priamel.

21,21 Swer lange dienet dâ man dienstes niht verstât,
und einen ungetriuwen miteslüzzelet hât,
und einen valschen nâchgebûr,
dem wirt sîn spîse harte sûr.

Ob er sich wil alsô betragen
dêr arman niht verdirbet,
daz muoz von gotes helfe kômen,
wan er mit triuwen wirbet.

Zu welcher irrigen Deutung man gelangt, wenn man die Glieder des Priamels als real gemeint auffaßt, ist aus Schönbachs Interpretation zu ersehen: „Jedenfalls bezieht sich der ganze Spruch... auf den Inhaber eines Verwaltungspostens, einen Schatzmeister, auf die Finanzgebahrung bei einem großen Herrn. Der versteht sich nicht auf das Geschäft (V. 21), der Verwalter hat einen untreuen Mitschließer bei einer fürstlichen Kasse. Überdies lebt er neben einem betrügerischen Nachbar, und so muß ihm seine spise sauer werden, d.h. die Nahrung seines Amtes, das Einkommen davon allzu kärglich...“ Diese Deutung wurde von Vogt¹⁾ mit Recht abgelehnt.

Der Sinn dieses Priamels läßt sich nur dann erfassen, wenn wir bedenken, daß der Dichter die Glieder desselben gradualistisch ordnet und selber auf das Gedankenschema aufmerksam

¹⁾ Vogt, MF Anm. zu 21,28.

gemacht hat, indem er durch abweichende Satzkonstruktion die erste Zeile von den folgenden abhebt. Nur die erste Zeile ist real gemeint, während die folgenden zwei die in der ersten Zeile geschilderte Lage des Dieners beleuchten sollen.

Es gibt in diesem Spruch mehrere dunkle Stellen: zunächst in der ersten Zeile „dâ man dienstes niht verstât“, was von Vogt mit Rücksicht auf die bekannte Parallelstelle bei Reinmar MF 172,30 mit „wo man Dienst nicht zu würdigen weiß“ übersetzt wird. Auch könnte man vielleicht „dienst“ als Diener auffassen und „verstân“ in der (abgeschwächten) alten Bedeutung: vor Gericht vertreten. Der Sinn wäre dann „wo man die Rechte des Dieners nicht vertritt“ oder „wo man den Diener nicht zu seinem Rechte gelangen läßt“. Für die folgenden Zeilen verweist Meier¹⁾ auf eine merkwürdige Parallelstelle in Tristan 15051 f. „ich spriche daz wol überlût daz deheiner slahte nezzelkrût nie wart sô bitter und sô sûr alsô der sûre nâchgebûr, noch nie angest alsô grôz alsô der valsche hûsgenôz.“ Hier finden wir dieselben Elemente wie bei Spervogel: der sûre nachgebûr — der valsche nachgebûr, der valsche hûsgenôz — der ungetriuwe miteslûzzel. Das sonst nicht belegte miteslûzzel wird von Meier als „gemeinsamer Schlüssel“ erklärt. Man kann sich die beiden Personen, die einen gemeinsamen Schlüssel besitzen, als Standesgenossen denken, denen in der Burg eine gemeinsame Truhe zur Aufbewahrung ihrer Habe überlassen wurde.

Es ergibt sich nun als Interpretation: Wer lange dient, wo der Diener nicht zur Geltung gelangt, dem ergeht es wie einem, der von einem Hausgenossen bestohlen wird — er kommt nämlich immer wieder um seine Belohnung, zugleich aber ergeht es ihm wie einem, der von der Seite eines Nachbars, von dem er doch Treue hätte erwarten dürfen, immer aufs neue Treulosigkeiten erduldet. Daß dieselben Elemente des vorhergehenden Priamels v. 21,17 der „bæse“ Herr und v. 21,18 das Ausbleiben des Lohnes hier wiederkehren, obwohl in umgekehrter Folge, bestätigt die Richtigkeit unseres Gedankenschemas in jenem Priamel. Wer sich in einer solchen Situation befindet, so lehrt der Spruch weiter, dem wird das Leben vergällt. Soll

¹⁾ J. Meier PBB 15,317.

der „arman“ (Diener; armer unglücklicher Mensch) nicht zugrunde gehen, so hängt das allein von Gott ab, denn er selber, der treue Dienste geleistet hat, vermag weiter nichts mehr zu tun. Spervogel benutzt hier ein altes Vierzeilerpriamel, dem er eine wohl traditionelle pessimistische Äußerung wirkungsvoll anhängt. Gewöhnlich schließt diese Äußerung mit der Zeile, in der das fatalistisch gemeinte „muoz“ steht (vgl. des muoz gelucke walten Freid. 148,4-11 und Bezenbergers Anm.). Es scheint mir, daß Schönbach, der den Schlußvers 21,28 als Begründung des Anspruchs auf Gottes Hilfe auffaßt, damit zugleich von dem an solchen Stellen traditionellen Sinn der Wendung mit „muoz“ abweicht. Beide Priamel gehören zusammen, und die Situation des Dieners im 2. Priamel weist auf ein weiteres Stadium des Dienstverhältnisses. War der Diener im 1. Priamel enttäuscht und empfand er „afterriuwe“, so ist jetzt, da er „lange dienet“, seine Lage unerträglich geworden.

20,9

Den Text dieser Strophe haben A und C, also wohl schon die Vorlage AC, bis zur Unverständlichkeit entstellt; nur J bietet meines Erachtens die ursprüngliche Fassung.

Hss. A und C. Wan sol die iungen hunde (hunden C) lazen
zuo dem bern
und den roten (iungen C) habech zem (zeim A)
reiger welle ers gern
und elliu ros zurstun slahen
mit linden wazzern hende twahen
mit rehtem (rehtā C) herzen (truwen A)
minnen got
und al die werlt wol eren
und neme ze wîsem manne rat
und volge ouch siner lere.

Hs. J. Unmere hunde sol man schupfen zuo dem beren.
und roten habich werfen zuo dem reiger tar ers geren
Altez ros zuo der stuote slan
mit linden wazzern hende twan
Von herzen sol man minnen got.
Die werlt ein teil um ere.
wissen man den sol man willich haben
und volgen siner lere.

Bartsch und Schönbach schlossen sich im großen und ganzen dem Text von AC an, ebenso Vogt, nur liest dieser die ersten zwei Zeilen nach J, weil er meint, daß J hier das unentbehrliche, auch von Bartsch aufgenommene „werfen“ biete. Vogt gibt daher in MF folgenden Text:

Unmære hunde sol man schüpfen zuo dem bern,
und rôten habech zem reiger werfen, tar ers gern,
und altiu ros zer stuote slahen,
mit linden wazzern hende twahen,
mit rehtem herzen minnen got,
und al die werlt wol êren,
und neme ze wîsem manne rât,
und volge ouch sîner lêre.

Ich lese nach der Handschrift J; nur hat diese die ursprüngliche Lesart „junge“ AC mit „unmære“ verdeutlicht, freilich damit zugleich den Schlüssel zum Verständnis der Strophe geliefert. Metrisch stimmt die 2. Zeile nach J nicht ganz, man braucht aber nur „werfen“ hinter „reiger“ zu setzen; auch die vorletzte Zeile fällt in metrischer Hinsicht auf (vgl. dazu die Bemerkung auf S. 156). Was die Priorität der 5. und 6. Zeile betrifft, siehe unten S. 77. Nur der J-Text bietet sowohl die symmetrische Gedankengliederung, als auch das in der ganzen Strophe durchgeführte „sol“.

Dieser Achtzeiler ist als ein verdoppelter antithetischer Vierzeiler zu betrachten. Um von der Anlage eines solchen Priamels eine Vorstellung zu gewinnen, gehen wir am besten von einem einfachen Antithesen-Priamel aus.

{	a	Alte Leute krauen sich,
{	b	zornige Leute hauen sich;
{	B	weise Leute besinnen sich,
{	A	junge Leute minnen sich.

K. Euling, das Priamel S. 226.

Hier bilden a und A einen Gegensatz (alte Leute-junge Leute, sich krauen-sich minnen); ebenso b und B (zornige Leute-weise Leute, sich hauen-sich besinnen); auch enthält die erste Hälfte nur Schlimmes und bildet daher schon an sich einen Gegensatz zu der zweiten Hälfte, die nur Gutes bietet. Stellen wir uns

nun vor, daß wir statt a, b, B, A die Zeilenfolge a, b, A, B hätten und jede Zeile verdoppelt würde, so hätten wir das Schema des Spervogelspruches.

{	a	Junge hunde sol man schüpfen zuo dem beren
+	a'	und rôten habich zem reiger werfen, tar ers geren,
{	b	altez ros zer stuote slahen,
+	b'	mit lindem wazzer hende twahen.
{	A	Von herzen sol man minnen got
+	A'	die werlt ein teil um êre;
{	B	wîsen man den sol man willich haben
+	B'	und volgen sîner lêre.

Inwieweit der Dichter uns selber auf diese Anlage hinweist, läßt sich daraus erkennen, daß a und a' zweifach miteinander verknüpft sind: durch „und“ und das gemeinsame Verb, ebenso B und B' durch „und“ und die Beziehung zwischen „sîner“ und „wîsen man“. Weiter bemerke man, daß das nur einmal gebrauchte „sol“ in der 1. Zeile sich auf die ganze erste Hälfte des Spruches erstreckt, wodurch diese als ein Ganzes gekennzeichnet wird. A und A' haben ein gemeinsames Verb, nur b und b' sind ohne äußere Bindung, aber die Ausnahme ist nur eine scheinbare: in der Umgebung der gebundenen Zeilen stellen sie sich von selbst als ein Paar zusammen. (Inhaltlich gehören sie zusammen wie sich aus der Interpretation ergeben wird.)

In diesem Priamel finden wir dieselben antithetischen Verhältnisse, nur muß man bedenken, daß es sich um Gegensätze in poetischem Sinne handelt. Der Reiz des Priamels beruht eben darauf, daß der Dichter Beispiele aus den verschiedensten Lebensgebieten heranzieht, um sie zu vergleichen oder in einen Gegensatz zu stellen.

a, a' - A, A'

Junge Hunde sind einem gleichgültig (unmære J), der rote

Habicht hat nur geringen Wert (vgl. Anm. MF zu 29,9). Was einem gleichgültig ist, und was nur geringen Wert hat, soll man ruhig fahren lassen; dem soll man seine Liebe nicht zuwenden, von Herzen aber soll man Gott, das Allgeliebte und die so wertvolle „wertlich êre“ lieben.

b, b' - B, B'

Wenn Spervogel hier das Wort „stuot“ gebraucht, denkt er an den Ort, wo sich die Pferde befinden, die nicht zur Arbeit verwendet werden (vgl. Craon 1000 „diu ros liefen lære als ez ein stuot wære“, Wig. 485 „diu ros liefen ledic dâ als ein stuot wær ûz geslagen“). Spervogel meint: ein altes Roß soll man nicht zur Arbeit heranziehen, wohl aber den „wîsen man“, den soll man sich (zu Diensten) geneigt machen. (zu „willich haben“ vgl. Rol. B. 1696 „er habe willich sîne man“, Lehrs. K. T. „habe willec dîne man“, Freid. 121,16 vil laster in vergât, der sîne gebûren willic hât).

„mit lindem wazzer hende twân.“ Nehmen wir das Wort *linde* in der Bedeutung „was sich weich anfühlt“: solches Wasser wäre laues, abgestandenes Wasser, stehendes Wasser in Tümpeln usw. Weshalb aber sollte man solches Wasser zum Händewaschen bevorzugen? Eine frische Quelle, ein schnell fließender Bach werden in der Literatur rühmlich erwähnt. Das faule „linde“ Wasser kann schädliche Keime enthalten; daher soll man es nicht zum Trinken benutzen, sondern höchstens zum Waschen der Hände. Taugt das „linde“ Wasser nicht, die Lehre des „wîsen“ Mannes ist in hohem Maße tauglich, ihr soll man folgen.

Wie man sieht, enthüllt sich dieses Priamel als ein kunstvolles, äußerlich wie innerlich symmetrisch gegliedertes Gebilde. Die Adjektiva „junge, rôten, altez, lindem“ machen die an sich wertvollen Substantiva „hunde, habich, ros, wazzer“ wertlos; jedes dieser Adjektiva erweckt eine abstrakte Vorstellung, ein Werturteil (daher gehört „unmære“ J nicht in den Text). Im Gegensatz zu der zweiten Hälfte enthält die erste nur Wertloses, Irrreales. Sie ist der zweiten untergeordnet und bildet gleichsam den schwarzen Hintergrund, von dem uns die Juwelen in der zweiten Hälfte umso heller entgegenfunkeln.

Obwohl Spervogel sich meistens an bestehende Priameln an-

lehnt und dabei gewöhnlich den Vierzeiler zum Achtzeiler erweitert, ist jedes Priamel, wie aus den Interpretationen hervorging, nach einem eigenen Schema gebaut. Als Priameldichter besitzt Spervogel also eine gewisse Originalität. Auf diesem Gebiet hatte ihm der Dichter des alten Priamels 30,34 den Weg gewiesen, wie auch der Spervogelton sich als eine Weiterbildung der Strophenform dieses alten Spruches betrachten läßt¹⁾.

b) BEZIEHUNGEN ZWISCHEN SPERVOGEL UND DEM WINSBEKEN

Daß die Spervogeldichtung in einigen Sprüchen dem Stoffkreis des Winsbeken nahesteht, haben sowohl Schönbach wie Ehrismann dargelegt. Eine methodische Untersuchung dieser Frage kann Anhaltspunkte für die Datierung der Sprüche ergeben und deren Verständnis fördern.

Nehmen wir zuerst 22,17. Mit Recht lehnt Vogt²⁾ die Deutung, die Jellinek auf Sievers³⁾ Anregung gab, ab. Jellinek selber waren schon ernste Bedenken gegen das vermeintliche Spiel von hûs, man, wirt gekommen: „nach den Wörterbüchern kommen hûswirt und hûsman nicht eben häufig vor.“

Richtiger urteilte unter Verweisung auf den Winsbeken Ehrismann: „Die andere Strophe 22,17 spricht von dem Wirte allein, es ist ein Preis des pflichtgetreuen Hausherrn, der das Recht im Hause wahr.“

Sicher besingt kein Dichter das Lob des Wirtes, der die Hausehre wahr, in so feierlichen Tönen wie der Winsbeke. Von den fünf Strophen (von 47 an), in denen er über die hûsêre handelt, ist Strophe 50 für unseren Spervogelspruch von besonderer Bedeutung; hier lauten die ersten 6 Zeilen:

sun, swer mit tugenden hûses pfliget
der nimt an werdekeit niht abe,
und alsô mit der mâze wiget,
daz im gevallen mac sîn habe,
und krûche der an einem stabe,
got und der werlte wære er wert.

¹⁾ Scherer S. 286.

²⁾ Vogt, MF Anm. zu 22,17.

³⁾ PBB 38,56.

(Sohn, wer mit Tugenden dem Hause vorsteht und so nach dem Prinzip der mâze die Ausgaben abzuwiegen versteht, daß die Einnahmen ihnen entsprechen, der nimmt an Ansehen nicht ab; und kröche er an einem Stabe (hier ist der Stab des Alters gemeint), dennoch wäre er vor Gott und Menschen ein angesehener Mann.)¹⁾

In dem Spervogelspruch finden wir ähnliche Gedanken wie beim Winsbeken. Wir stellen sie hier untereinander.

Winsbeke: sun, swer mit tugenden hûses pfliget
der nimt an werdekeit niht abe

Spervogel: sô wol dir wirt, wie wol dû doch dem hûse zimest
an dem worte niemer mê dû abe genimest

(gemeinsamer Gedanke: der gute Wirt behält immer Ansehen).

Ehrisman sagt a.a.O. S. 20 „in der Wendung an dem Worte niemer mê du abe genimest Spervogel 22,18 und der nimt an werdekeit niht abe Winsbeke 50,2 stimmen beide Dichtungen wörtlich überein.

Winsbeke: und alsô mit der mâze wiget
daz im gevallen mac sîn habe

Spervogel: der wirt der kan des hûses reht
wol mezzen nâch der snüere

(in beiden Fällen weiß der Wirt die Ausgaben richtig abzumessen, und in beiden Fällen werden hierfür technische Ausdrücke verwendet wie: „wiget“ und „mezzen nâch der snüere.“)

Winsbeke: und krüche der an einem stabe
got und der werlte wære er wert

Spervogel: swie kleine man gebresten hât
wol doch der wirt dem hûse stât

(trotz der unansehnlichen körperlichen Erscheinung steht der Mann als Wirt in Ehren da.)

Betrachten wir jetzt den Spervogelspruch etwas näher: 22,18 steht „wort“ in der Bedeutung Ruf wie z.B. Winsbeke 48,7 „mîn

¹⁾ Vgl. ZfdA 68,129.

umbesæzen wizzen wol, wie dô mîn wort in êren lac"; zu 22,19 f.: Erec 2101 findet sich ein ähnlicher Gedanke; von dem Zwergkönig Bilêi heißt es hier: „swes im an wahsene gebrast, daz het der wênige gast vol an dem muote." Bech übersetzt: „was ihm seinem Wuchse, seiner Körpergröße nach fehlte, das besaß der kleine Gast in vollem Maße seinem inneren Gehalt nach." Erec „gebrast" „der wênige gast" stimmen zu Spervogel „gebresten hât und „kleine man."

22,21 f. Das Haus darf hinsichtlich der Ausgaben das beanspruchen, was die Habe leisten kann; wird mehr ausgegeben, so muß man borgen, wird weniger ausgegeben, so behält man übrig, und beides ist vom Übel (vgl. a. Heinrich 66 er was der milte ein glîchiu wâge: im enwart über noch gebrast.) Der Wirt hat für das rechte Maß zu sorgen.

22,23 f. Scherer meint „Mit 22,17 konnte er etwa einen nach Hause zurückkehrenden Besitzer begrüßen" (vgl. auch Vogt MF Anm. zu 22,17); er erkennt hier offenbar den Wert der Schlußpointe, die wie auch an anderen Stellen bloß den Zweck hat, die Richtigkeit des Hauptgedankens in überraschender Weise zu beleuchten. Eine solche antithetische Schlußpointe gehört zum Stilcharakter des Winsbeken. Der Dichter fragt hier: Wozu taugte ein führerloses Heer, das ohne Gewalthaber einherginge? Wozu taugte also ein Haus ohne Wirt?

Es ergibt sich demnach als Interpretation: Heil dir Wirt, wie schön paßt du doch zum Haus! Solange du in diesem Ruf stehst, nimmt dein Ansehen nicht ab. Trotz körperlicher Unvollkommenheit steht der Wirt in dem Hause als eine herrliche Erscheinung da. Der Wirt versteht es genau das abzumessen, was dem Hause gebührt. Wozu taugte ein führerloses Heer ohne Gewalthaber?

Demselben Gedankenkreis gehört auch Str. 25,5 an, worin das Thema von Wirt und Gast, jedoch anders als sonst bei den Fahrenden (Hergêr oder Walther) behandelt wird. Dieser Spruch ist nicht aus den Lebenserfahrungen des wandernden Sängers hervorgegangen; der Dichter tritt hier als Berater des Herrn auf, der sich durch richtigen Empfang der Gäste Lob erwerben soll. Wie Schönbach zieht auch Ehrismann Strophe 49 des Wins-

beken zum Vergleich heran, meint aber: „Überhaupt spricht Spervogel nur von der Gastfreundschaft im allgemeinen, während der Winsbeke offenbar speziell einen dürftige Wanderer im Auge hat.“¹⁾

Beide Strophen stimmen meines Erachtens im wesentlichen überein.

Winsbeke 49:

Sun, swer das hûs haben wil,
der muoz driu dinc ze stiure hân,
guot, milte, zuht, so lît sîn spil.
ist er dâ bî ein vrêlich man
derz wol den liuten bieten kan
sô tuot sîn brôt dem nemenden wol
und lachent beide ein ander an.
sun, sint dir niht die tugende bî,
so mac der gast wol rîten vür,
swie gar er naz und müede sî.

Spervogel 25,5:

Der guote gruoz der vreut den gast swenn er in gât,
vil wol dem wirte daz in sînem hûse stât
daz er mit zûhten wese vrô
und bietez sînem gaste sô
daz in der wille dünke guot
den er gegen im kêret,
mit lîhter kost er dienet lop
swer fremden man wol êret.

Es hat den Anschein, als wenn die Anfangszeile bei Spervogel sich an die vorletzte Zeile der Winsbekestrophe anlehnt; man beachte, wie lose diese Zeile in der Spervogelstrophe mit den folgenden zusammenhängt. In beiden Strophen handelt es sich um die bekannte Haltung der vornehmen Gesellschaft, die Spervogel mit der traditionellen Wendung „mit zûhten vrô“ bezeichnet. Spervogel 25,8 klingt im Wortlaut an Winsbeke 49,5 an, und die folgenden zwei Zeilen bei Spervogel sind als eine weitere Ausführung des „wol“ in 49,5 anzusehen. Nur die Schluß-

¹⁾ Ehrismann a.a.O. S. 20.

pointe weicht ab. Während der Winsbeke die Richtigkeit seiner Lehre dadurch beleuchtet, daß er schildert, wie es sein würde, wenn dem Wirt diese Haltung fehlte, faßt Spervogel die Tendenz der Strophe in kurze, scharfe Worte zusammen. Beachtung verdient aber, daß auch der Winsbeke nicht von einer reichlichen Bewirtung spricht, sondern nur von dem „brôt“, das eben durch die höfische Haltung des Wirtes zum herrlichen Mahle wird. Und wenn der Winsbeke von dem Gaste sagt „er mac wol rîten vür“, so handelt es sich dabei wohl nicht um einen „dürftigen Wanderer“.

Auch 24,33 kommt hier in Betracht. Diese Strophe beleuchtet die Stellung des Spruchdichters seinem Herrn gegenüber. Wir begegnen hier der so oft angestimmten Klage, daß der treue Rat auf den anderen keinen Eindruck macht. Es ist ein traditionelles Motiv, in welchem die gleichen Redewendungen oft wiederkehren: so heißt es in der etwa um 1150 verfaßten Bußpredigt „die Wahrheit“ (Ehrismann Gesch. der d. L. II,1,194) Waag kl. Ged. XI,70: „swer dumben herfet, der flûsit sîn arebeit: swer sô winchet dem plinten, der verliuset sîne stunde.“ In fast keinem Spervogelspruch tritt des Dichters Abhängigkeit, was Motive und Sprache betrifft, so stark zutage. Vogt vermutet¹⁾, daß diesem Spruch die analoge Sentenz bei Freidanc 54,6 zugrunde liegt: „swer tugent hât derst wolgeborn: ân tugent ist adel gar verlor“, aber es läßt sich auch, wie mir scheint, an Winsbeke 28,5 denken: der tugende hât derst wol geborn: verlor. Für 24,34 mache ich auf eine Parallele im Münchner Oswald 18,12 aufmerksam:

dâvon ist er komen in arbeit;
daz hân ich im allez *vorgeseit*;
ich sagete dem vursten *hôchgeborn*,
quæme er âne mich hinüber,
sîn arbeit wære *gar verlor*en.

Man vergleiche hier: Spervogel *wolgeborn*; swaz man dem

¹⁾ Vogt, MF Anm. zu 24,33.

bæsen *vürgeseit*, deist *gar verlorn*. Auch neben diesen Spervogelspruch läßt sich eine Winsbekestrophe stellen.

Winsbeke 35:

Sun swer sich selber êren wil
der nimt getriuwes râtes war;
man vliuset guoter ræte vil
an einem herzen tugende bar.
swer dienet und râtet dar
dâ manz ze guote niht vervât
der vliuset sîne wîle gar.
swaz vriunde vriunt gerâten mac,
er enwelle selbe stiuren sich
ez ist in einen bach ein slac.

Spervogel 24,33:

Swer guote witze hât der ist vil wol geborn,
swaz man dem bæsen *vürgeseit*, deist *gar verlorn*;
man tuot im ie den besten rât
wie selten er daz für guot *empfât*!
ern welle allen sînen sin
an ganze tugende kêren
sô mohte man ein wilden bern
noch sanfter harfen lêren.

In beiden Strophen stimmt der Gedankengang überein: das Urteil, daß beim Tugendlosen der Rat unnütz ist, findet sich Winsb. 35,3 f. man *vliuset* guoter ræte vil an *einem herzen tugende bar*, und Sperv. 24,34 waz man *dem bæsen* *vürgeseit*, deist *gar verlorn*¹⁾.

Dann das Verweilen bei diesem Gedanken:

Winsb. 35,5 f. swer dienet unde *râtet* dar, dâ manz ze danke niht vervât. (Var. nit *für guot* Hs. K. *empfât* C), der vliuset sîne wîle gar.

Und Sperv. 34,35 man tuot im ie den besten *rât*, wie selten er daz *für guot empfât*.

¹⁾ boese (24,34) hat hier also nicht, wie Ehrismann a.a.O. S. 15 meint, die ursprüngliche Bedeutung von untüchtig, unnütz, nichts wert, wertlos.

Und endlich der Schluß, der auch bei Spervogel einen anti-thetischen Charakter trägt, freilich vergrößert ihn Spervogel ins Komische:

Winsbeke: Swaz vriunde vriunt gerâten mac, *er enwelle* selbe stiuren sich, ez ist in einen bach ein slac, und Spervogel: *ern welle* allen sînen sin an ganze tugende kêren, so mohte man ein wilden bern noch sanfter harfen lêren. Für die Priorität der Winsbeke-strophe spricht die einfachere Fassung des Schlußverses.

Vogt (MF Anm. zu 24,33) und Ehrismann nehmen an, daß dieser Spruch an das Thema des vorhergehenden (24,25) anknüpft. Man bedenke aber, daß die Anordnung der beiden Sprüche nicht aus der Hs. J. stammt, sondern von dem Herausgeber von MF selber herrührt. Ich glaube, daß es sich in 24,33 um die traditionelle Spruchdichterklage handelt, wonach das Herrenideal, das dem Spruchdichter vor Augen steht, und das er dem Herrn empfiehlt, bei diesem wenig Verständnis findet: es geht um den Begriff der „êre“ und die zur Erlangung dieser „êre“ erforderlichen Tugenden triuwe, milte, zuht (vgl. 21,31-34).

Aus obigen Ausführungen ergibt sich, daß der Winsbeke und Spervogel literarische Berührungen aufweisen, und zwar stand Spervogel unter dem Einfluß des Winsbekegedichtes, wie er auch die Gepflogenheit des Winsbeken, den Kerngedanken durch anti-thetischen Schluß zu unterstreichen, geschickt nachzunahmen wußte.

c) DIE STROPHENGRUPPE 1-11 AC (MF 20,1-22,24)

Strophe 20,1:

Swer in fremeden landen vil der tugende hât
der solte niemer komen hein, daz waer mîn rât,
ern hete dâ denselben muot.
ez en wart nie mannes lop sô guot
so daz von sînem hûse vert
dâ man in wol erkennt.
waz hilfet daz man trâgen esel
mit snellem marke rennet.

Die heutzutage wohl allgemein als sicher geltende Deutung

unseres Spruches gibt Vogt MF in der Anm. zu 20,7. Vogts Auffassung geht auf Schönbach WSB 141,9 zurück: „Der Spruch ist, wie ich glaube, eine Improvisation bei ganz bestimmter Gelegenheit. Es ist jemand von einer Fahrt in fremde Lande, aus fremden Diensten, heimgekommen und pocht mit den in der Ferne gewonnenen Erfolgen zu Hause, wo man weiß, daß er untüchtig ist. Der Schluß spricht über ihn das Urteil: was hilft's, wenn man einen langsamen Esel (der zu Hause als solcher gilt, in der Fremde) mit schnellem Roß um die Wette laufen läßt, er bleibt doch ein Esel.“ Diese Interpretation halte ich für verfehlt; den rechten Sinn des Spruches erfassen wir am besten, wenn wir die Strophe Br. Werners J, III 26 (Hs. C. Pfaff Textabdr. S. 1134) zum Ausgangspunkt nehmen, auf die sowohl Schönbach wie Ehrismann aufmerksam machen. Br. Werners Spruch hat den Vorzug, daß manches darin deutlich ausgesprochen wird, was Spervogel bloß andeutet oder gar verschweigt.

Br. Werner J, III, 26:

Ich han der swaben wirdicheit in vremden landen vil gesen:
 Da worben sie nach brise also daz man yn wurde muoste jen.
 Nu wil ich in ir lande varen, wie sie da heyme syn genuot.
 Swer mir da heyme unde anderswa von schulden muoz

bevallen wol,
 Er si gewis daz ich yme tuo mit dienste also ich von rechte sol,
 Ist daz ich yne vinde so daz er vur valsche ist behuot.

Eyn lob daz uz der kunde veret

Daz hat der wisen volge in vremeden landen;

So ist maniger der mit scalle guot durch roum bi den

vremeden tzeret
 Unde lebet da heyme in grozen houbetschanden.

Swer beider lob behalten wil der ere sin hus; daz ist myn rat:
 Daz wazzer nynder ist so guot so da ez uz von sprungen gat.

„Daß die Schwaben sich im Ausland durch hohe schätzenswerte Vorzüge auszeichneten, habe ich sehr oft gesehen. Da bemühten sie sich so um Lob, daß man erklären mußte, sie hätten vornehme Art. Nun will ich in ihrem Lande reisen, (um zu erfahren), welche Gesinnung sie in der Heimat hegen. Wer mir sowohl in der Heimat wie anderswo von Rechts wegen ge-

fallen muß, der kann sich darauf verlassen, daß ich ihm pflichtgemäß dienen werde, vorausgesetzt, daß er sich bei näherer Bekanntschaft als einen zuverlässigen Mann erweist. Das Lob, das von der Heimat ausgeht, halten die Kenner im Auslande für wahr; es kommt ja oft vor, daß einer im Ausland nur des schönen Eindrucks wegen mit Freudenlärm Geld verzehrt und zu Hause recht knauserig lebt. Wer sowohl das eine wie das andere Lob behalten will, der Sorge, daß sein Haus in Ehren dasteht, das ist mein Rat; ist doch auch das Wasser an der Quelle am besten."

In diesem Spruch tritt Br. Werner den schwäbischen Herren mit dem Rat entgegen sich in der Heimat einen guten Ruf zu erwerben, nur dann werde die Welt sehen, daß sie das Lob im Ausland wirklich verdienten. In Spervogels Spruch handelt es sich um dieselben Gedanken; nicht selten finden wir auch sprachliche Anklänge.

Br. Werner 1 stellt die Tatsache fest, daß die Schwaben sich „in vremeden landen" durch hohe schätzenswerte Vorzüge auszeichneten.

Spervogel 20,1 setzt voraus, daß ein Herr „in vremeden landen" viele Tugenden besitzt.

Br. Werner 3 unsicher ist es noch, ob die Schwaben in der Heimat auch so „gemuot" sind.

Spervogel 20,3 unsicher ist es noch, ob der Herr in der Heimat denselben „muot" hat.

Br. Werner 7,8 Die Kenner im Ausland halten das Lob für wahr „daz ûz der kunde veret".

Spervogel 4-6 Das Lob ist das wahre, „daz von sînem hûse veret, dâ man in wol erkennet".

Bruder Werner tritt in seinem Spruch als Ratgeber auf, „daz ist myn rat" (Z 11), auch Spervogel tut es mit fast denselben Worten, „daz wær mîn rât" (20,2). Wie Bruder Werner hat auch Spervogel seinem Publikum gegenüber einen Ton der Überlegenheit, mit dem der Spruchdichter als Sachverständiger im Punkte der Lebensführung Eindruck machen will.

Auf Grund dieser Übereinstimmung wage ich es den Spervogelspruch an Hand des Wernerschen auszulegen: Wenn ein

Herr im Auslande viele Tugenden besitzt, so sollte er nie heimkehren, es wäre denn, daß er daheim dieselbe Gesinnung hätte. Das Lob, das von seinem Hause ausgeht, da man ihn gut kennt, ist das echte, echter als andres Lob. Wird nun nach der Rückkehr sein Ruf in der Heimat schlecht, so wird man sich in seinem Urteil über den Herrn nach diesem Ruf (Lob) richten, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung im Auslande würde man dann in Zweifel ziehen und die Folge würde sein, daß er auch noch das gute Lob im Auslande verlöre. Sollte der Herr sich der Hoffnung hingeben, daß das gute Lob in der Fremde auf das schlechte Lob in der Heimat Einfluß ausüben könnte, so täuscht er sich, das ist der Sinn der Schlußpointe. Der Dichter stellt hier das gute Lob im Auslande durch das Bild eines schnellen Pferdes dar — ohne Zweifel ein konventionelles Bild, man vgl. Parz. 115,5 f.; Br. Werner J. Lhs. III, 55 — den schlechten Ruf in der Heimat als einen trägen Esel. Der Esel besitzt hier nämlich die auch im Sprichwort (Freid. 116,25 und Anm. Bezenb.; Winsbeke 33,6 f.) bekannte vortreffliche Eigenschaft, daß er sich durch andere nicht beeinflussen läßt. So wenig es gelingen wird, den trägen Esel mit einem schnellen Pferd zur Eile anzutreiben — ein träges Pferd z.B. würde sich im Gang einem neben ihm trabenden Pferde wohl anpassen — so unmöglich ist es, daß das gute Lob im Auslande den schlechten Ruf in der Heimat besser machen kann.

Strophe 20,17:

Swer suochet rât und volget des, der habe danc,
 also mîn geselle Spervogel sanc.
 Und solde er leben tûsent jâr,
 sîn êre stîgent, daz ist wâr.
 ist danne daz er triuwen pfliget
 und den niht wil entwenken,
 sô er in der erde erfûlet ist
 sô muoz man sîn gedenken.

Wie Haupt¹⁾ schon bemerkt hat, enthält der Anfang von Strophe 20,17 eine deutliche Beziehung auf den Schluß des vor-

¹⁾ ZfdA 11,579.

hergehenden Spruches „und neme ze wîsem manne rât und volge ouch sîner lêre.“ „Wer nun nicht in bodenlose Einfälle sich verlieren will, dem wird hierdurch als erwiesen gelten, daß der Dichter der Strophen dieses Tones Spervogel hieß.“ Die Bindung der beiden Strophen bleibt auch bestehen, wenn man 20,9 statt mit AC mit der Hs J liest; vermutlich hat AC die Beziehung stärker hervortreten lassen. Was ist aber der Zweck dieser Bindung? Besteht, wie Ehrismann meint, ein inhaltlicher Zusammenhang zwischen den ersten drei Strophen? Ich werde weiter unten auf diese Frage näher eingehen. Daß Spervogel selber diese Strophe nicht gedichtet hat, darin stimme ich Vogt (MF S. 285) bei; man könnte auch sprachliche Argumente dafür geltend machen, u.a. das Wort *erfülen* 20,22, das in dieser Verwendung nicht in die höfische Sphäre gehört; Spervogel drückt sich gewählter aus. Was den Dichter dieser Strophe bewegt haben mag, Spervogel nachzuahmen, dafür hat sich bisher keine Erklärung gefunden.

Strophe 20,25:

Ez zimt wol helden, daz sî frô nâch leide sîn.
kein ungelücke wart nie so grôz, da enwære bî
ein heil: des suln wir uns versehen.
uns mac wol frum nâch schaden geschehen.
wir haben verlorn ein veigez guot:
vil stolzen helde, enruochet.
dar umbe suln wir niht verzagen:
ez wirt noch baz versuochet.

Auch die Echtheit dieses Spruches könnte angezweifelt werden. Der Reim *sîn: bî* ist nicht das Schlimmste, obwohl Spervogel sonst dialektisch gefärbte Reime meidet. Was aber Spervogel nicht vermochte, vermag der Dichter dieser Strophe wohl: er ist imstande aus sich herauszutreten. Es wurde schon oben S. 49 bemerkt, daß Spervogel die direkte Anrede möglichst meidet, und wenn er in Ausnahmefällen „du“ gebraucht, wie z.B. in traditionellen Strophenanfängen 22,9 und 22,17, so erstreckt sich diese Ausdrucksweise auf höchstens zwei Zeilen, dann geht der Dichter sofort zur 3. Person über. In diesem

Spruch aber findet sich die einzige kräftige Anrede „vil stolzen helde, enruochet“ und zwar am Schluß der Strophe. Dazu stimmt die Bemerkung Ehrismanns (a.a.O.), daß diese Strophe an Temperament alle anderen überragt.

Ähnliche Gedanken wie in der ersten Hälfte dieses Spruches finden wir Büchl. II 581 f. „Ich erkande ein wîsen man, der gloubte vaste daran, er klagete nie swenn im geschach ein leit ode ein ungemach, er jach daz ie nâch swære ein heil gewis wære, wan daz ez mir niht geschiht, so wæne ich des diu werlt, daz dehein schade sî, dâne sî ein frume bî.“ Und Büchl. II, 649 f. „so mac ez harte wol geschehen, des ich den wîsen hôrte jehen, daz liebe nach leide ergê unde frume bî schaden gestê.“ Bech verweist hier auf MF 211,29 „für trûren hân ich einen list, swaz mir geschiht ze leide, sô gedenke ich iemer sô; nû lâ varn, es solte dir geschehen: schiere kumet daz dir gefrumet, sus sol ein man des besten sich versehen.“

Ich könnte mir vorstellen, daß der Spruch zur tröstenden Begrüßung von Kreuzfahrern gedichtet wurde, die nach einem gescheiterten Kreuzzug mit Verlust ihrer Habe in die Heimat heimkehrten. Auch Heinrich von Rugge redet in seinem Kreuzleich die Kreuzfahrer mit „stolze helden“ (MF 99,3) an; es finden sich Anklänge an diesen Leich, denen ich aber keinen großen Wert beimessen möchte: 98,29 „wie wol daz helden zimet“; 97,32 „ja sun wir niht verzagen“ vgl. Sperv. 25,25 „ez zimt wol helden“ und 21,3 „darumbe suln wir niht verzagen.“

In diesen Gedankenkreis würde auch der Ausdruck „veigez guot“ passen, denn für den Dichter und sein Publikum gab es ja höhere Güter, so schmerzlich auch der Verlust der Habe sein mochte. Es ließe sich vielleicht an den Kreuzzug gegen die Albigenser denken, an dem sich auch deutsche Ritter beteiligten. Wilmanns berichtet darüber¹⁾: „Bevor die Kreuzfahrer auf dem Schauplatz ankamen, hatte sich die Situation vollkommen geändert: Graf Raimund von Toulouse hatte beim Papst das Verbot des Kampfes durchgesetzt. Alle Kreuzfahrer mußten unverrichteter Sache umkehren und fühlten sich in unwürdiger Weise hintergangen. Gegen Ende des Jahres 1212 oder zu An-

¹⁾ Wilmanns-Michels, Leben S. 134.

fang 1213 kamen sie nach Deutschland zurück." Es scheint mir denkbar, daß der Spruch die aus diesem Kreuzzug heimkehrenden Streiter trösten und sie mit dem Hinweis auf eine mögliche Wiederaufnahme des Unternehmens (ez wirt noch baz versuo- chet) zuversichtlicher stimmen sollte; zu mehr als einer bloßen Vermutung reichen aber die wenigen Anhaltspunkte des Spru- ches nicht aus. Wie man ihn auch deuten will, inhaltlich läßt sich, wie mir scheint, weder Anschluß an die unmittelbar vor- hergehenden noch an die folgenden Strophen finden.

Voraussetzungen für die Zyklusthese.

Unterzieht man die Strophenreihe einer schärferen Betrach- tung, so empfängt man den Eindruck einer bewußten Gruppie- rung. Es wurde schon oben bemerkt, daß eine deutliche Bindung der zweiten und dritten Strophe vorhanden ist. Beide Priameln 21, 13 und 21,21 behandeln das Thema: traurige Situation eines Dieners; hier fällt die Bindung „lenge“ 21,20 „lange“ 21,21 auf; die übereinstimmenden kritischen Äußerungen „erst tump swer guot vor êren spart“ 21,31 und „swem daz guot ze herzen gât, der gewinnet niemer êre“ 22,5.6 lassen vermuten, daß auch die Strophen 21,29 und 22,1 zusammengehören und endlich sind 22,9 und 22,17 durch die Strophenanfänge „so wê dir“ „so wol dir“ offenbar trotz des abweichenden Inhalts aneinander ge- reiht. Unwillkürlich erhebt sich die Frage, ob diese 11 Strophen zyklusartig gruppiert sind, und das scheint mir in der Tat der Fall zu sein. Eine Erörterung dieser These wird aber nur dann fruchtbar sein, wenn man überzeugt ist, daß es sich bei dieser Strophengruppe um die Möglichkeit einer eigenartigen kulturel- len Funktion des Spruchdichters handelt. Dieser kann als sach- verständiger Berater im Punkte der Lebensführung in den Dienst der Herren treten, und von einem solchen Amt zeugen auch die Sprüche 25,5 und 24,33. Gewöhnlich dauerte das Dienst- verhältnis nur kurze Zeit. Seine Ansichten über die Lebens- führung, mit denen der Spruchdichter dem Herrn predigend entgegentrat, hatte er einer versunkenen Welt entnommen, deren ökonomisches Verhalten nicht mehr zeitgemäß war. Die Vor- schrift um der Ehre willen mit voller Hand zu spenden, das

Verbot Kapital anzuhäufen widerstrebte einer Zeit, in der die wirtschaftliche Bedeutung des Kapitals, des „guot“, sich schon bemerkbar machte. Zwar reizte es den Ehrgeiz der Herren ihr Lob verbreitet zu wissen, wie sich z.B. aus Walthers zwei Bogenære-Sprüchen 80,27 und 80,35 ergibt („in bræhte ein meister baz ze mære dann tûsent snarrenzære, tæet er den hovewerden baz“), aber der Zwang der ökonomischen Gesetze war zu mächtig, und wo der Herr selber geneigt gewesen wäre, sich den Forderungen des Spruchdichters zu fügen, belehren ihn seine wirtschaftlichen Berater eines Besseren. Diese und der Spruchdichter vertreten im ganzen entgegengesetzte Anschauungen. Hergêr und Walther von der Vogelweide traten wohl als pädagogische Berater der Hofgesellschaft auf, und namentlich letzterer richtet sich mit seinen Lehrsprüchen wiederholt an die Jugend, aber ein so typisches Dienstverhältnis, wie es unserer Spruchgruppe zugrunde liegt, läßt sich auch bei ihm nicht nachweisen. Nur Bruder Werner spielt, wie wir unten sehen werden, in drei Sprüchen mehr oder weniger deutlich auf ein solches Verhältnis an. Daher werden diese elf Strophen, auf deren Interpretation ich mich vorläufig beschränke, erst dann die rechte Beleuchtung erhalten, wenn eine Behandlung der spruchdichterschen Tätigkeit Bruder Werners voraufgeht. Leugnet man für Spervogel die Möglichkeit einer derartigen kulturellen Funktion, so müßte man auf die Interpretation der Strophen 21,29 und 22,1 überhaupt verzichten. Schließlich möchte ich noch bemerken, daß man zugleich dem eigenartigen Stil dieser Sprüche Rechnung zu tragen hat. Es wurde schon oben ausgeführt, daß eine Entscheidung, ob wir es in einem bestimmten Falle mit einem Gelegenheitspruch oder mit einer bloßen Gnome zu tun haben, kaum zu treffen ist. Mit Rücksicht auf die Zyklusthese müssen wir die Strophen unserer Gruppe unbedingt als Gelegenheitsdichtungen betrachten.

Die Strophen 21, 29 und 22,1.

In beiden Priameln 21,29 und 22,1 verwendet der Dichter als Kerngedanken das Motiv: beklagenswerte Lage des unbe-

lohten Dieners. Ich nehme mit Ehrismann an¹⁾, daß beide Sprüche aus des Dichters eigenen Lebenserfahrungen hervorgegangen sind und in der Reihenfolge, wie die Handschriften sie uns überliefern, gedichtet wurden. In dem zweiten Priamel befindet sich der Dichter schon längere Zeit in den Diensten dieses Herrn, von „afterriuwe“ ist hier keine Rede mehr, seine Lage gestaltet sich immer verzweifelter, und nur Gott allein kann ihm noch Rettung vom Untergang bringen. Hier schließen sich die zwei Sprüche 21,29 und 22,1 an. Sie sind beide Gelegenheitsprüche, und in beiden scheint ein den ganzen Spruch beherrschender Kerngedanke zu fehlen, jedenfalls suchen wir vergebens nach einem logisch sich entwickelnden Gedankengang. Die Ursache liegt darin, daß der Dichter hier in doppelter Rolle vor uns auftritt: als Diener und als Spruchdichter.

Strophe 21,29.

In diesem Spruch lassen sich deutlich drei Teile unterscheiden:

a) die ersten zwei Zeilen, b) das Mittelstück 21,31-34 und c) die beiden Schlußzeilen.

a) Von den beiden parallelen Erfahrungssätzen ist nur der erste real gemeint und bezieht sich auf Spervogels Lebensumstände. Die „kunst“ (die Vorbildung des Spruchdichters), die dem Dichter eine bevorzugte Stellung verleihen müßte, nützt weniger als die Gunst des Glücks — eine bittere, für einen Spruchdichter allerdings charakteristische Lebenserfahrung — (vgl. Roethe a.a.O. S. 192; vgl. auch die Variante D zum Anfange des Spruches Reinmars v. Zweter 93,1 „waz hilfet âne saelde kunst“.) In dem folgenden Satz knüpft der Dichter zunächst an die Abstrakta „sælde“ und „kunst“ durch das Abstractum „ellen“ an, dem er durch den Zusatz „in swacher wât“ in gewissem Sinn wieder einen konkreten Begriff verleiht, um dadurch einen Gegensatz zu „dem rîchen zagen“ herstellen zu können.

b) Das vom Dichter propagierte Lebensideal findet beim Herrn wenig Anklang. Hieraus ergibt sich des Dichters bittere Klage über Zurücksetzung der Kunst. Die folgenden Äußerun-

¹⁾ Ehrismann a.a.O. S. 19.

gen richten sich denn auch an die Adresse des Herrn. Der Dichter hat die Zeilen 21,31 und 32 durch den Gegensatz „tump“, grāwe“ miteinander verknüpft. Es handelt sich hier um die „milte“ und die „zuht“, die beiden Tugenden, die nach Winsbeke 49,3 für die hūsere unentbehrlich sind. Das jugendliche Alter des Herrn wird offenbar für das Fehlen dieser Tugenden verantwortlich gemacht, und auch an „triuwe“ mangelt es dem Herrn, denn nur so wird das Urteil „triuwe machent werden man“ begreiflich; eine Besserung wird nicht eintreten, wenn er keine Belehrung sucht. (die „frāge“ bekunden das Verlangen zu lernen., Roethe a.a.O. 194,9 und Anm; vgl. auch Sunbg. III 74b „ich rāt in daz si frāgen: des entuon si wærlīch niht, die man in houbetsūnden (= Knauserigkeit, Habgier) weiz“; ferner Freidanc 78,17 f. 78,23.24 und Anm. Bezenb.; V. 21.34 schœne = dem Ideal der māze entsprechend, in ruhig bescheidenem Ton vgl. die Bedeutung von „schône“ in 22,28).

c) Die Schlußverse 21,35 und 36 bilden gleichsam einen selbständigen Spruch. Das Gefühl, daß man einer und derselben Gemeinschaft angehört — diu liebe — erweckt eine günstige Stimmung für den Abschluß eines Kaufes (zu dieser Bedeutung von „liebe“ vgl. Pfaff Textabdr. Hs. C 958 Str. 10, speziell 958,26 f.: „diu liebe rihtet selten wol; si sprīchet iemer gen den frīunden baz und gen den māgen“; dieselbe Bedeutung hat „liebe“ auch Walther 105,25.26 „seht, diep stal diebe, drō tet liebe“. Wilmanns erklärt: „Des Kaisers Drohung flößte ihnen wieder Liebe ein“; der Sinn ist wohl: erst entzweiten sich die Diebe, wie sich das bei einer Diebesbande erwarten läßt, des Kaisers Drohung aber stellte die Eintracht wieder her.) Dieses Gefühl verschwindet jedoch und wird in das Gegenteil verkehrt, wenn Schaden erlitten wird, denn: der Schaden führt unter „māgen“ zum Bruch¹⁾. Diesen Schlußvers haben wir wohl dahin

¹⁾ Scherer 290 f: Er schliesst mit der versteckten Drohung: Wenn du mich nicht freundlich behandelst, so sind wir geschiedene Leute. Seine Worte sind: ‚liebe meistert wol den kauf, so scheidet schade die māge‘. Bei gegenseitiger Zuneigung und Freundlichkeit wird leicht ein Kauf abgeschlossen, dagegen sieht man dass selbst Verwandte sich trennen, wenn ihnen Schaden aus der Verbindung erwächst. So werde ich mich von dir trennen, will er sagen — ich, der ich gar nicht einmal mit dir verwandt bin —, wenn ich nichts als Schaden von dir habe.

zu deuten, daß der Dichter in gereizter Stimmung zur Einsicht gelangt, daß es besser wäre eine Verbindung zu lösen, die auch ihm nichts als Schaden gebracht hat.

Schönbach nennt diesen Spruch mit Recht einen Ketten-spruch. Einige stilistische Kunstgriffe, wenn man sie so nennen darf, erinnern an Eigenheiten des frühmhd. Stils, auf den H. de Boor¹⁾ aufmerksam macht:

zu 21,31,32 vgl. Ezzo 259 der tievel ginite an daz fleisc, der
angel was diu gotheit;

zu 21,33.34 vgl. Ezzo 210 von dem wazzer machot er den win
drin toten gab er den lib
von dem bluote nert er ein wib
di chrumben und di halzen
di machet er alle ganze.

Hierzu bemerkt H. de Boor: „Die ersten drei Zeilen sind in ihrem Aufbau ganz übereinstimmend. Die letzte Periode hebt sich von den übrigen schon durch den größeren Umfang von zwei Zeilen ab und kehrt in ihrem Aufbau die beiden Außenposten um.“ Der Schreiber von AC hatte v. 34 diese Stileigenheit nicht erkannt; auch nicht 20,14, wo er an dem Text herum-besserte, der Herausgeber von MF stellte sich auf die Seite dieses Schreibers, obwohl der bessere Text in der Hs. J vorlag.

Strophe 22,1.

Die Anlage dieser Strophe stimmt in gewissem Sinn mit der der vorausgehenden überein, nur gehören die zwei Sätze in der zweiten Hälfte näher zusammen, sodaß es den Anschein hat, als zerfalle der Spruch in zwei Hälften, die inhaltlich lose nebeneinander stehen. Auch die kunstvolle priamel-hafte Ausarbeitung fehlt dieser Strophe. Der Dichter ermahnt einen Herrn, einen biderben (anständigen) Menschen wohl dreißig Jahre im Dienst zu behalten mit Rücksicht auf die Dienste, die dieser ihm bei einer etwaigen Fehde leisten könnte. Der Dichter sucht also den Herrn, der den Diener offenbar entlassen will, von dessen Wert zu überzeugen. Auch hier spricht der Dichter im eigenen Interesse. Schönbach meint „Der Ver-

¹⁾ H. de Boor, frühmhd. Sprachstil ZfdPh 51,244 und 52,31.

fasser ist ein Fahrender; er kann nicht in Bezug auf sich den Wert hervorheben, den es für den Herrn in einer Gefahr hat, wenn er sich einen bewährten Mann lange Zeit erhielt.“¹⁾ Scherer²⁾ ist anderer Meinung: „man stellt sich unwillkürlich eine Fehde vor, worin der Dichter auf der einen Seite steht und die Gegner mit Spottreden überschüttet.“ Man kann sich, wie mir scheint, die Dienste aber auch in anderer Weise vorstellen. Die Natur hatte unseren Dichter mit einem besonders aufgeweckten Verstand ausgestattet, und er glaubte als Vermittler gute Dienste leisten zu können. Darauf weist eine andere Strophe hin 24,25, worin der Dichter stolz den Wert hervorhebt, den ein solcher Diener für ein vornehmes Geschlecht besitzt: mit seiner Hilfe steigt es, ohne ihn sinkt es herab und richtet sich nie wieder auf, denn er „suonte swaz si tâten“. Auch Walther von der Vogelweide sucht den Meißner von seinem Wert zu überzeugen 106,11: „noch kan ich schaden vertriben“; Lachmann fragt hier zweifelnd: „wie konnte Walther dem Markgrafen nützen?“³⁾ Aber Walthers ganze politische Tätigkeit findet wahrscheinlich in dieser Funktion des Spruchdichters ihren Ausgangspunkt. Wir gewinnen den Eindruck, als ob Spervogel sich mit dieser Ermahnung direkt an den Herrn richtet, wie auch die folgenden zwei Zeilen 5 und 6 eine kritische Bemerkung an die Adresse des Herrn enthalten. In den Schlußzeilen läßt der Dichter endlich die Maske fallen, indem er hier leibhaftig in der 1. Person vor uns oder vielmehr vor dem Herrn auftritt und beteuert, daß, wenn er auf „milte“ drängt, er dabei den eigenen Vorteil nicht im Auge hat; sie bildet den Eckpfeiler der idealen Welt, die er errichten will. Daß er sich aber gegen den Vorwurf des Eigennutzes verteidigen muß, ist ein Beweis für das geringe Verständnis, das der Herr dem Kulturideal des Dichters entgegenbringt.

Zyklusthese

In Str. 22,9 ist die Stimmung des Dichters sehr gedrückt. Die Armut beraubt ihn des Gebrauchs seiner Geisteskräfte und ver-

¹⁾ Schönbach a.a.O. S. 15.

²⁾ Scherer a.a.O. S. 291.

³⁾ Lachmann-v. Kraus, Waltherausg., Anm. zu 106,11.

scheucht die Freunde. Diese Strophe schließt sich dem Inhalt nach der vorhergehenden vortrefflich an, wenn man annimmt, daß die befürchtete Entlassung inzwischen zur Tatsache geworden ist. Jetzt muß er einen neuen Herrn suchen, was ihm offenbar gelingt, denn mit Str. 22,17 begrüßt er wohl diesen neuen Gönner.

Ich glaube, daß die 6 Strophen von 21,13 an sich inhaltlich sehr wohl aneinander reihen lassen. Nun ist die Frage, ob die ersten Sprüche den Anfang dieses Dienstverhältnisses schildern. In Str. 20,1 trat der Spruchdichter dem Herrn mit der Mahnung entgegen, vor allem auf das Lob in der Heimat bedacht zu sein. Er versuchte wohl damit die Aufmerksamkeit auf sich selber zu lenken, denn es ist ja die Aufgabe des Spruchdichters in Sachen der Lebensführung guten Rat zu erteilen. In der folgenden Strophe unternimmt er einen zweiten Schritt: er empfiehlt hier, offenbar mit Rücksicht auf die Ideale Gott und Ehre, von den Diensten des weisen Mannes Gebrauch zu machen. Geht der Herr auf das Anerbieten ein?

Zunächst knüpft sich die unechte Strophe an, in der ein Herr, der Rat sucht und demselben folgt, gepriesen wird. Wenn hier dem Herrn prophezeit wird: „und solde er leben tûsent jâr, sîn êre stîgent, daz ist wâr,“ so wird das der Beratung des Spruchdichters zu verdanken sein. Allerdings muß zugegeben werden, daß dieser Spruch sich als Gnome gibt, seine Beziehung auf den unmittelbar vorhergehenden ist aber so auffallend, und der eigenartige Gedankengehalt schließt sich so vortrefflich an, daß hier, wie ich glaube, eine Andeutung vorliegt, wonach der Herr die Dienste des Spruchdichters benutzen will.

Dann kommen noch zwei Strophen, von denen die eine dem Inhalte nach aus dem Zusammenhange herausfällt und wahrscheinlich unecht ist, während die andere, in der — wohl vom Dichter selbst — über Mangel an Geld geklagt wird, sehr gut zu dem Inhalt paßt.

Nach meiner Auffassung war ursprünglich ein vollständiger ganz von Spervogel verfaßter Zyklus vorhanden, von dem im Laufe der Zeit aber einige Strophen verloren gingen. Als dann ein Kunstgenosse die Strophensammlung zum Vortrage benutzen wollte, sah er sich vor die Aufgabe gestellt, die Lücke aus-

zufüllen. Daß nach dem zweiten Spruch eine Strophe ausgefallen sein mußte, in der der Dichter den Dienst antrat, war dem Sänger klar; möglicherweise hatte er auch früher den vollständigen Zyklus von Spervogel selber gehört, denn er spricht ja über ihn als einen ihm bekannten Kunstgenossen (mîn geselle Spervogel). Er flickte nun eine Strophe zusammen und schob sie zugleich mit 20,25 in die Lücke ein. Was ihn dabei bewog die störende Strophe 20,25 aufzunehmen, läßt sich nicht ermitteln. Dieser Zyklus schließt sich dem Verlauf eines Dienstverhältnisses an, ähnlich wie Hergêr in der ersten Pentade seine Schicksale beim Ableben Wernharts schilderte. Nichts steht der Annahme im Wege, daß auch die Abfassungszeit der Strophen mit der in den Handschriften überlieferten Reihenfolge übereinstimmt.

ÜBERSICHT

	1. Strophe 20,1	Der Spruchdichter weist den Herrn auf den Wert der hûsêre.
	2. 20,9 volgen (J)	er empfiehlt seine Dienste und seine Lehre.
Lücke	3. 20,17 volget	ein Herr wird gelobt, der Wert auf Belehrung legt.
	4. 20,25	paßt nicht in den Zusammenhang.
	5. 21,5	Klage über Mangel an Geld.
	6. 21,13 lenge	Der diener hat sich im Herrn getäuscht.
	7. 21,21 lange	Die Lage des Dieners wird immer verzweifelter.
	8. 21,29	Bittere Stimmung des Spruchdichters; er sieht ein, daß es zum Bruch kommen muß.
	9. 22,1	Der Herr droht ihn zu entlassen.
	10. 22,9 so wê dir	Armut.
	11. 22,17 so wol dir	Lob eines (neuen) Herrn.

* * *

2. DER MEISSENER DICHTERSTREIT

Spervogel und Walther von der Vogelweide

Der Zusammenhang zwischen den einzelnen hierher gehörigen Untersuchungen läßt sich am besten verstehen, wenn wir, vorläufig noch als These, eine Zusammenfassung der Ergebnisse vorausschicken:

Am Meißener Hof hatte Spervogel Aufnahme gefunden und sich eine angesehene Stellung erworben. In diesen Kreis trat eines Tages Walther, dem sich sofort die Gunst der Vornehmen zuwandte. Die Folge war, daß Spervogel sich in den Schatten gestellt sah und sich verdrängt fühlte. So entstand zwischen den beiden Dichtern eine scharfe Mißstimmung. Wer zuerst den Streit entfachte, Walther oder Spervogel, läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden. Spervogel bekrittelt im Minnespruch Walters Mailied, und Walther nimmt im Bohnenspruch gegen Spervogels Halmsspruch Stellung. In der Wicmanstrophe, die dem Bohnenspruch nahesteht, richtet sich Walther anscheinend auch gegen Spervogel, sodaß Wicman mit Spervogel identisch sein mußte. In diesem Streit hat Walther das Feld behauptet, denn Spervogel beklagt sich 23,5, daß die Freunde einen Fremden höher schätzen als ihn. Dieser Fremde war kein anderer als Walther von der Vogelweide.

a) SPERVOGEL CONTRA WALTHER

Es gibt unter Spervogels Sprüchen zwei, die sich mit dem Thema Frau befassen: 23,21 und 24,1. In dem ersteren gilt die Frau wie bei Hergêr als Ehefrau, und die rechte Ehe ist der erwünschte ideale Zustand, während in dem anderen die Frau als vornehme verehrungswürdige Dame erscheint wie im Minnesang und entsprechend der höfischen Kultursphäre.¹⁾

Von diesem Spruch gibt es zwei Fassungen C und J, die hier und da auseinandergehen:

¹⁾ Ehrismann a.a.O. S. 16.

C Treit ein reine wib niht guoter kleider an,
so kleidet doch ir tugent, als ich mich kan entstan,
daz si vil wol geblüemet gat
alsam der liehte sunne hat
an einem tage sinen schin
luter unde reine:
Swie vil ein valsche kleider treit,
doch sint ir eren kleine.

J Treit ein reine wib niht guoter kleider an,
so zieret wol ir tugent, also ich es mich kan verstan,
daz si vil schone bluot stat
also die liehte sunne ufgat
die kegen den morgen schinet vruo,
so luter unde reine.
Swie vil ein valsche kleider treit,
so ist doch ir lob vil kleine.

C, dem offenbar das Wort bluot, von Schönbach als gebluhet, von Vogt richtiger als gebluoet oder geblüet gedeutet, nicht geläufig war, hat das Bild 4-6 verflacht. Mit Recht liest Vogt die Strophe nach J, nur scheint mir das Bild vom Tugendkleid die Lesart „kleidet“ aus C zu verlangen; vielleicht ist auch 24,6 besser mit C zu lesen.

Treit ein reine wîp niht guoter kleider an,
so kleidet wol ir tugent, als ich michs kan verstân,
daz si vil schône geblûet stât
also diu liehte sunne ûf gât
diu gegen dem morgen schînet vruo
lûter unde reine.
swie vil ein valschiu kleider treit
sôst doch ir lop vil kleine.

Über den Gehalt des Spruches meint Ehrismann: „Logisch beherrscht ist der Gedankenbestand durch die Gegenüberstellung der reinen Frau mit guten Kleidern und der falschen mit vielen Kleidern, dem der ethische Gegensatz „tugent“ des reinen Weibes, geringe Ehre des falschen entspricht.“¹⁾ Auch hier ver-

¹⁾ Ehrismann a.a.O. S. 16.

kennt Ehrismann den Wert der Schlußpointe, die nur den Zweck hat durch Antithese den Kerngedanken umso wirksamer hervortreten zu lassen. Eine tadellose Dame, so lehrt uns der Spruch, ist auch ohne reiche Kleider eine herrliche Erscheinung, denn ihre Tugend ist das schönste Kleid, dem Schein der aufgehenden Sonne vergleichbar.

Spervogel steht in diesem Spruch unter dem Einfluß des Minnesangs; vielleicht läßt sich die Quelle ermitteln, aus der er seine Gedanken geschöpft hat.

Die Tugend der Dame vergleicht Spervogel mit dem Schein der Morgensonne. Solche Bilder und Gleichnisse sind in der mittelalterlichen Literatur nicht selten; Zingerle hat in der Germania 13,294 f. eine stattliche Zahl solcher Stellen gesammelt; sie finden sich in der geistlichen Poesie wie im Volksepos, in den höfischen Epen wie in der Minnelyrik. Vor allem liebt es Morungen die Geliebte mit den Gestirnen zu vergleichen und, was für unseren Spervogel wichtig ist, nicht nur die Schönheit der Dame, sondern auch ihre Tugend. Diese Bilder beherrschen bei ihm wie in Spervogels Spruch nicht selten die ganze Strophe. Ich möchte das in Bezug auf die Spervogelstrophe durch die folgenden zwei Stellen belegen:

MF 122,5: alse der mâne vil verre über lant
liuhtet des nahtes wol lieht unde breit
sô daz sîn schîn al die welt umbevêt,
als ist mit güete umbevangan diu schöne;

Wie der Schein des Mondes in der Nacht die ganze Erde beleuchtet, so wird die Schöne von ihrer Güte umstrahlt.

MF 123,1: ir tugent reine ist der sunnen gelîch
diu trüebiu wolken tuot liehte gevar
swenne in dem meien ir schîn ist sô klâr.

Die Tugend der Dame wird hier mit dem Schein der Maiensonne verglichen. Ersetzen wir die Maiensonne durch die Morgensonne, so haben wir das Bild der Spervogelstrophe; wie bei Morungen „reine“ dem „klâr“, so entspricht bei Spervogel

„reine“ (worauf „ir tugent“ 24,2 sich bezieht, vergleiche Morungen „ir tugent reine“) dem „lûter unde reine“ 24,6. Und auch das Bild von der aufgehenden Sonne findet sich bei Morungen 129,20 „si liuhtet sam der sunne tuot gegen dem liechten morgen (Sperv. also die liechte sunne ûfgât diu gegen dem morgen schînet vruo). Alle Elemente des Spervogelschen Bildes sind bei Morungen vorhanden.

Für Morungens Einfluß spricht noch ein zweiter Grund. Morungen und Spervogel verwenden beide „geblûet“ in einer vom traditionellen Gebrauch abweichenden Art: geblûet kommt schon im Heliand vor 1671 f: *ôc mugun gi an iuuom hugi marcon, ueros umbi iuuua geuuâdi, huuô thie uurti sint fagoro gefratoot, thea hîr an felde stâd, berhtlîco giblôid*. In derselben Weise wird es im mnl. gebraucht z.B. Een appelboom die daar stoet scone ghelovert ende ghebloet Parth. 2921, immer nur von einem Baum, Zweig, Baumgarten oder Feld¹). So finden wir auch bei Heinrich von Veldeke MF 64,18 „Et dîn die vogele skîn dat si die boume sien geblût.“ Morungen verwendet das Wort seiner dichterischen Art entsprechend mit Bezug auf einen Himmelskörper MF 136,6 „und saz vor mir diu liebe wolgetâne gebluhet (hs. AC gebluot) rehte alsam ein voller mâne“ und ihm folgt darin Spervogel „daz si vil schône geblûet stât, alsô diu liechte sunne ûfgât“. Hier besteht unverkennbar literarischer Zusammenhang. Spervogels Abhängigkeit von Morungen läßt sich am besten erklären, wenn wir annehmen, daß er an einem Hof verkehrte, an dem Morungens Lyrik beliebt war. Da das oberdeutsche Sprachgebiet das Wort „geblûet“ nicht kennt, und der Minnesang in Thüringen nicht recht beliebt war, kommt wohl nur der Meißener Hof in Betracht.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die Spervogelstrophe und betrachten wir die Ausdrucksweise „als ich mich kan verstan“ (so wie ich es zu beurteilen vermag). Offenbar nimmt der Dichter hier gegen eine andere Auffassung Stellung, und die entgegengesetzte Anschauung kann nur die sein, daß man mit Rücksicht auf den herrlichen Eindruck, den ein reines Weib

¹) Vgl. das middelnederl. Wordenb. und Van Swaay, het prefix ge S. 96.

macht, schöne Kleider für unentbehrlich hält. Läßt sich diese Anschauung irgendwo nachweisen? Im allgemeinen hat der Minnesang einen zu starken idealistischen Zug, als daß auf das Materielle, die Kleider der Dame, geachtet würde. Soweit ich das hier in Betracht kommende Gebiet überschauen kann, gibt es nur ein Lied, in dem die reine Dame im Schmuck schöner Kleider geschildert wird und zwar das Lied Walthers von der Vogelweide 45,37.

1. Sô die bluomen ûz dem grase dringent,
same si lachen gegen der spilden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
Und diu kleinen vogellîn wol singent
in ir besten wîse die si kunnen,
waz wünne mac sich dâ genôzen zuo?
Ez ist wol halp ein himelriche.
suln wir sprechen was sich deme gelîche,
sô sage ich waz mir dicke baz
in mînen ougen hât getân,
und tæte ouch noch, gesæhe ich daz.
2. Swâ ein edeliu *frouwe* schoene *reine*
wol gekleidet unde wol gebunden,
dur kurzewîle zuo vil liuten gât,
Hovelîchen hôhgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênic under stunden,
alsam der sunne gegen den sternen stât, —
Der meie bringe uns al sîn wunder,
waz ist dâ so wünneclîches under,
als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâzen alle bluomen stân
und kapfen an daz werde wîp.
3. Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen!
gên wir zuo des meien hôhgezîte!
der ist mit aller sîner krefte komen.
Seht an in und seht an schoene frouwen,
wederz dâ daz ander überstrîte;
daz bezzer spil, ob ich daz hân genomen.
Owê der mich dâ welen hieze,
deich daz eine dur daz ander lieze,

wie rechte schiere ich danne kür!
 hêr Meie, ir müeset merze sîn,
 ê ich mîn frouwen dâ verlûr.
 (Wilmanns-Michels Waltherausg.)

Dieses Lied gehört zu den schönsten, die Walther gedichtet hat. In seiner dramatischen Belebung, in der schalkhaften Dialektik trägt es die Merkmale Waltherscher Begabung, während es in der Naturschilderung unter dem Einfluß der Vagantenpoesie, vor allem aber Morungens steht, der 140,32 die Anregung zu diesem Liede bot. Plenio bezeichnet¹⁾ diese Art der Waltherschen Poesie als Meißener Stil.

- 140,32 1. Uns ist zergangen der lieplîche summer.
 dâ man brach bluomen dâ lît nu der snê.
 mich muoz belangen wenn si mînen kummer
 welle volenden der mir tuot sô wê.
 jâ klage ich niht den klê,
 swenn ich gedenke an ir lieplîchen wangen
 die man ze fröide so gerne ane sê.
2. *Seht an* ir ougen und merket ir kinne
seht an ir kel wîz und prüevet ir mund
 si ist âne lougen gestalt sam diu minne.
 mir wart von frouwen sô liebez nie kunt.
 jâ hât si mich verwunt
 sêre in den tôt, ich verliuse die sinne
 gnâde, ein küneginne, du tuo mich gesunt.
3. Diech mit gesange hie prîse unde krône,
 an die hât got sînen wunsch wol geleit.
 in sach nu lange nie bilde alse schöne
 als ist mîn frouwe; des bin ich gemeit.
mich fröit ir werdekeit
baz dan der meie und al sîne dône
die die vogel singent; daz sî iu geseit.

Schon in Walthers Wiener Periode hatte Morungens Lied ihn angeregt²⁾, vgl. Walther 92,13: Noch fröuwet mich ein anderz

¹⁾ PBB 43,67.

²⁾ Halbach, ein Zyklus von Morungen ZfdPh 54,401.

baz dan aller vogelline sanc: swâ man noch wîbes güete maz, dâ wart ir ie der habedanc. (Der Gedanke an sich ist konventionell: Dietm. 32,16 lieber het ich ir minne dan al der voegele singen; Ven. 83,36 diu heide noch der vogelsanc kan ân ir trôst mir niht vröide bringen vgl. Wilm. Leb. III Nr. 21.) Als Walther aber in Morungens Kreis trat, wirkte das Lied mit neuem Zauber auf ihn, manches erinnert an das Vorbild (so z.B. der Vergleich der Dame mit der Sonne 46,15; das wiederholte seht an 46,24, das auch in dem Lied Walthers 51,13 begegnet.) Neben Morungens Lyrik klingt, wie bereits erwähnt, auch die Vagantenpoesie mit ihrer lebhaften Schilderung des alles und alle belebenden Frühlings bei Walther nach¹⁾. Walther schaut in seinem Liede nicht mit dem sehnsüchtig schmachtenden Blick des Verehrers zu der Geliebten auf, sondern er schildert wie ein Maler objektiv die herrliche Erscheinung der vornehmen, verehrungswerten Dame. Daher wirkte auf ihn alles, was den Glanz des Äußern erhöhte, also auch ihre schönen Kleider und ihr Kopfputz.

Diese Art der Schilderung entsprach nicht dem dichterischen Geschmack Spervogels, der in ihr einen ethisch-idealistischen Grundzug vermißte, und deshalb betonte er nun Walther gegenüber den eigenen Standpunkt. Feierte Walther die Dame als frouwe, so nennt Spervogel sie einfach wîp, wie Walther selber in dem Lied 47,36 nach unbefriedigtem Minneverhältnis den gemeinen Gattungsnamen wîp höher als das den bevorzugten Stand bezeichnende frouwe schätzte. Von den schmückenden Beiwörtern edele, schoene, reine, die Walther für die frouwe verwendet, wählt Spervogel nur das ethisch wertvolle „reine“: ein „reine wîp“ sagt Spervogel brauche nicht schön gekleidet zu sein. Das Walthersche Wort „wolgekleidet“ klingt bei ihm in der Lesart C 24,2 „kleidet“ „wol“ wieder.

Für Walthers ästhetische Einstellung konnte Spervogel kein Verständnis aufbringen, und wir können uns wohl vorstellen, daß seine Kritik dem großen Künstler als das Merkmal eines beschränkten Geistes erscheinen mußte.

¹⁾ Moll, Einfluss der lat. Vagantendichtung auf die Lyrik Walthers S. 62 f und Plenio a.a.O.

b) WALTHER CONTRA SPERVOGEL

MF 23,29 *Spervogels Halmspruch.*

wir loben alle disen halm wand er uns truoc;
vernt was ein schoener sumer und korns genuoc;
des was al diu werlt ouch vrô.
wer gesach ie schoener strô?
ez füllet gar dem rîchen man,
die schiure und ouch die kiste.
swann ez gedienet dar ez sol
so wirt ez aber ze miste.

Wenn wir auch bei diesem Spruch die Frage aufwerfen, ob er als Gnome oder als Gelegenheitsgedicht aufzufassen ist, so dürfen wir ihn unter Berücksichtigung der Stelle, die auf die reiche Ernte des vorhergehenden Jahres Bezug hat, als ein Gelegenheitsgedicht betrachten. Diese Ansicht vertritt auch Vogt: „nach dem „disen“ und der Beziehung auf die Beteiligung aller Anwesenden am Halmlob sowie auf die Fruchtbarkeit des verflossenen Jahres muß dieser Spruch bei einer bestimmten Gelegenheit vorgetragen, improvisiert worden sein¹⁾.“ Welche bestimmte Gelegenheit hier gemeint sein kann — ein Erntefest wird doch nicht erst im folgenden Jahr gefeiert — darüber hat sich allerdings Vogt nicht geäußert, zumal auch der Spruch selbst irgendwelche sonstigen Andeutungen nicht enthält. So führt uns diese Erklärung nicht weiter. Faßt man ihn dagegen als Gnome auf, so müßte der Halm wohl dazu dienen, irgend eine „biologische“ Wahrheit zu veranschaulichen wie z.B. in dem Spruch *Freid.* 77,12:

swâ die halme ein hêrren welnt
und sie ir hoehstez künne zelnt
so mac der schoup wol wesen frô
erst tiurer dan ein ander strô.

In diesem Sinne hat den Spruch zuerst Schönbach gedeutet, wenn er WSB 141,19 schreibt: „Den Sinn des Spruches, bei welchem der Dichter 29 und 32 den Halm vorzeigt, finde ich

¹⁾ MF Anm. zu 23,29.

in dem Hinweis auf das allgemeine Menschenschicksal, dem jeder Wackere unterliegt, auch der, an den hier besonders gedacht wird." Ehrismann hält der Deutung Schönbachs folgend das Beispiel vom Halm für eine originelle Versinnbildlichung des bitteren Unrechts, das dem Diener der Reichen zugefügt wird, daß er, wenn man ihn und seine Dienste ausgebraucht hat, weggeworfen wird¹⁾. Beide Erklärer empfinden offenbar einen Gegensatz zwischen den guten Diensten und dem späteren beklagenswerten Zustande. Von einem bitteren Unrecht läßt sich im Spruch nur wenig finden, sondern es wird ohne weitere Empfindsamkeit einfach mitgeteilt, daß der Halm, wenn er ausgedient hat „ze miste wirt“ d.h. sich naturgemäß in Mist verwandelt. Als Halm und Stroh verrichtet es die Dienste, dann aber sinkt es zur bloßen Naturform „ze miste“ herab. Mit „miste“ wird auch gern, besonders in der geistlichen Poesie, das nichtige Wesen des Menschen bezeichnet (Elis. 99,73 „von dem miste (aus dem Staube, aus der Erde) erhaben werden“, er wird am Ende zu Mist: MSH 2,228a „wan siht ûz schönen frouwen und ûz künegeu werden swachen mist“, er ist selber Mist: Gen. D. 191,13 „wan du waere ein stoup und mist“. Glouwe 2535 bose gestuppe unde mist, bose wurme unde maden.)

Wie mir ferner scheint, wurde auch zu wenig auf die Worte 25,35 „dar ez sol“ geachtet; ich verstehe sie als „der Bestimmung gemäß“. Das Stroh hat einen bestimmten Platz in der Weltordnung und erfüllt nur die ihm zugewiesene Aufgabe. Dieses „sol“ begegnet auch sonst zur Bezeichnung des Ordnungsgedankens z.B. Freid. 3,1.2 „got hât allen dingen gegeben die mâze wie si sulen leben“. Der Halm hat nach seiner mâze gelebt, hat Korn und Stroh gegeben, verdient deswegen Lob, sinkt dann aber zu seinem eigentlichen Wesen, zu seinem niedrigen Stande herab. Ich sehe in dem Spruch eine Konkretisierung der Lehre, wonach jeder, mag er auch einem niedrigen Stande angehören, Lob verdient, wenn er der mâze gemäß die ihm auferlegten Pflichten vortrefflich erfüllt. Ähnliches finden wir Winsb. 41,5 f. „ein iegelîch man hât êren vil, der rehte in sîner mâze lebet und übermizzet niht sîn zil“. Diese Anschau-

¹⁾ Ehrismann a.a.O. S. 19.

ung liegt auch dem bekannten Waltherliede 66,21 zugrunde. Es scheint mir daher angebracht die Interpretation dieses Liedes, das an sich mit dem Thema Spervogel-Walther nicht zusammenhängt, hier folgen zu lassen.

Ir reiniu wîp, ir werden man
ez stêt also daz man mir muoz
êr unde minneclîchen guoz
noch volleclicher bieten an.
Des habet ir nû von schulden groezer reht dan ê.
welt ir vernemen, ich sage iu wes:
wol vierzec jâr hân ich gesungen oder mê
von minnen und als iemen sol.
dô was ichs mit den andern geil
nû enwirt mirs niht, ez wirt iu gar.
mîn minnesanc der diene iu dar
und iuwer hulde sî mîn teil.

„und als iemen sol“ erklärt Wilmanns: „und zwar so, wie es sich ziemt; Walther hebt seine Sangesweise als die rechte hervor“; ich sehe aber auch hier den oben angeführten gradu-
alistischen Gedanken: und zwar so wie jeder, wer er auch sei,
seine ihm vorbestimmte Aufgabe zu vollbringen hat.

Lât mich an eime stabe gân
Und werben umbe werdekeit
mit unverzageter arebeit,
als ich von kinde habe getân
so bin ich doch, swie nider ich sî, der werden ein,
genuoc in mîner mâze hô.

Hier hat sich Michels der Ansicht Burdachs angeschlossen, der im Gegensatz zu Wilmanns interpretiert: „setzt einmal den (unmöglichen) Fall, daß ich aller Mittel beraubt zu Fuß einherziehen muß wie der elendeste Bänkelsänger, so werde ich, vorausgesetzt, daß ich fortfahre nach werdekeit zu streben, wie niedrig an äußerem Rang ich dann auch sei, immer zu den Edeln gehören¹⁾“. Weshalb es hier, wo Walther eben gesagt

¹⁾ Burdach, Walther von der Vogelweide I, S. 11 und 275 ff.

hat, daß er wohl mehr als vierzig Jahre von „minnen“ gesungen hat, und daß er jetzt für das lebenweckende Gefühl der minne zu alt sei, nun gerade, wie Burdach mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit beweisen will, der Stab der Armut sein soll, vermag ich nicht einzusehen. Michels zitiert Winsbeke 50,1-6: „sun, swer mit tugenden hûses pfliget, der nimt an werdekeit niht abe und alsô mit der mâze wiget daz im gevolgen (lies gevallen = congruere¹) mac sîn habe, und krûche der an einem stabe, got und der werlte wære er wert.“ An dieser Stelle kann sicher nicht der Stab der Armut gemeint sein. Der Wirt, der mühsam am Stabe geht, kann rein körperlich wenig Anspruch auf Ansehen erheben, denn nach dem Äußern erscheint er als ein Geringer, trotzdem ist er als rechter Wirt, der die Ausgaben den Einnahmen anzumessen weiß, vor Gott und Menschen angesehen. In diesem Sinne haben wir auch 66,33 und 37 aufzufassen. Mit „Lât mich an einem stabe gân“ legt der Dichter nicht, wie Burdach meint, einen unmöglichen Fall vor; ich verweise auf die Waltherstelle 91,1-4:

Lât mich zuo den vrouwen gân
 sô ist daz mîn allermeiste klage,
 sô ich ie mêre zûhte hân,
 sô ich ie minre werdekeit bejage.

Hier handelt es sich um einen durchaus real gedachten Fall. Walther sagt: gesetzt ich gehe am Altersstabe und bemühe mich unverzagt um Ansehen in der Gesellschaft, wie ich das von Jugend auf getan habe, so bin ich doch, wie gering ich auch meiner Erscheinung nach sein mag, einer der Angesehenen; in dem mir zugewiesenen Lebenskreise, in meinem Stande (eines Dienenden vgl. 66,31.42) hoch genug. Walthers Leistungen, die vortreffliche Erfüllung der ihm auferlegten Lebensaufgabe, verschaffen ihm das Recht auf Ansehen und verleihen ihm zugleich ein hohes Selbstbewußtsein.

Walthers Bohnenspruch.

Es ist bisher der Waltherforschung nicht gelungen, diesen Spruch

¹) ZfdA 68,129.

befriedigend zu deuten; auch Frantzen (Album Kern S. 310) hatte die Hoffnung schon aufgegeben: „de volgende spreuk waz êren hât frô Bône is zeer duister en zal wel nooit voldoende opgehelderd worden.“ Man hat sich daher, wenn auch nur zögernd, dem Einfall Lachmanns angeschlossen, der in der Anmerkung zu 17,25 folgende Erklärung gab: „Meine Auslegung beruht auf dem von W. Grimm bemerkten Gegensatze des Auf- und Abgesangs. Dieser Gegensatz scheint mir zu sein Bohne und Halm. Ich glaube, ein Tadler, vielleicht der Dichter, den das nächstfolgende Gesetz derb abfertigt, hatte Walthers Lied vom Halmmessen verhöhnt, etwa in dem Sinne, Herrn Walthers Halm sei keine Bohne wert, die man dagegen schon eher besingen könnte. Was, sagt der Dichter, ist an der Bohne zu loben, sie ist Fastenspeise, vor und nach Himmelfahrt (nône) faul, und von Anfang voll Würmer; dagegen Halm, Korn und Stroh gut und erfreulich und zu jeder Zeit brauchbar; aber vor der Bohne muß man ein Paternoster beten, um ihrer los zu werden.“ Simrock bestritt, wie mir scheint mit Recht, diese Auffassung, denn in dem Lied vom Halmmessen handelt es sich nicht um das Lob des Halmes, sondern um ein Liebesorakel. Man sollte erwarten, daß Walther im Bohnenspruch sich nicht die Gelegenheit hätte entgehen lassen, auf den Nutzen des Halms beim Liebesorakel anzuspielen. Frantzen sucht Lachmanns Deutung zu stützen, indem er meint, daß V. 17,36 er machet manic herze frô den Worten 66,5. mich hât ein halm gemachet frô entspricht. Zu einer wirklichen Begründung reicht dieser Anklang nicht aus, auch im Lied des Königs von Odenwald (Germ. 23,193) heißt es: strô:machen die liute vrô, in Walthers Vocalspiel 76,10 sumer, mache uns aber frô:strô. Frantzen hat a.a.O. Lachmanns Einfall weitergesponnen, und ich würde seine Bemerkungen hier nicht so ausführlich zitieren, wenn sich nicht von Kraus so häufig auf ihn gestützt hätte. Frantzen meint nämlich: „men heeft daaruit opgemaakt dat de aanvaller over het halmlied van Walther had gespot. Men zou echter nog verder kunnen gaan en het vermoeden opperen, dat de onbekende bestrijder niet enkel een spotliedje had gedicht, maar dat hij tegen den maker van het venijnige „brâtenliet“ de partij van Philips had opgevat. Hij zou hem b.v. hebben kunnen verwij-

ten dat hij van zulke ordinaire dingen als gebraden vleesch had gezongen en hem spottend hebben aangeraden liever van de ordinairste spijs, van boonen te zingen, zooals hij immers al van halm en stroo gezongen had. Dat zou een zeker licht werpen op: si rehtiu vastenkiuwe: de boonen als vastenspijs tegenover het gebraad! en de tegenstelling tusschen boon en halm ware dan verklaard." Aber nirgends, weder im Bohnenspruch noch im Wicmanspruch, wird auf Politisches hingewiesen, nichts erinnert im Bohnenspruch an den Spruch vom Braten; „de boon als vastenspijs tegenover het gebraad!" Aus welchen Worten liest nun Frantzen oder von Kraus das heraus, und wenn der Braten zu den mit „ordinär" bezeichneten Dingen gehört, ist es dann wahrscheinlich, daß ihm die Bohne als Fastenspeise gegenüber gestellt wird? Gewiß macht Frantzen die richtige Bemerkung, daß der Bratenspruch dem Bohnenspruch in beiden Handschriften unmittelbar vorhergeht, aber dieses äußere Argument allein genügt nicht, und inhaltliche Beziehungen zwischen den beiden Sprüchen hat er nicht zu entdecken vermocht. Andere Forscher wie Walther¹⁾ und Jantzen²⁾ denken an ein „geteiltez spil", von dem das oben erwähnte Lied des Königs von Odenwald ein Beispiel darstellt.

einer gît geteilter vil,
 der ander rîmet swelchz er wil;
 nû bin ich über ein kumen
 und hân mir ein geteiltz numen:
 borten clâr von sîden,
 die wölt ich lieber mîden,
 danne die vom strô,
 machen die liute vrô.

Auch Jantzen verwirft mit Simrock die oben dargelegte Deutung Lachmanns. Er verweist, ohne jedoch an eine Beziehung zu denken, auf Spervogels Halmspruch und glaubt aus dem Anfang „waz êren hat frô bône, daz man sô von ir singen sol" schließen zu müssen, daß ein anderer Sänger ein Loblied auf

¹⁾ Walther PBB 33,4.

²⁾ Jantzen, das Streitgedicht S. 35; 72; 74.

die Bohne gesungen hat, das nun von Walther widerlegt wird.

An Jantzens Ausführungen anknüpfend, möchte ich behaupten, daß der andere Sänger nicht ein Loblied auf die Bohne gesungen hat, sondern auf den Halm, und daß dieser Sänger kein anderer war als Spervogel, der 23,29 das Lob des Halmes verkündet hatte. Was läge auch näher, als den einzigen Spruch in der mhd. Literatur heranzuziehen, in dem in ähnlicher Weise das Lob des Halmes gesungen wird. Gegen diesen Spruch wendet sich Walther oder vielmehr gegen eine Verallgemeinerung der in ihm enthaltenen Tendenz. Er wählt als Beispiel die Bohne und stellt die Frage: Besitzt die Bohne derartiges Ansehen, daß man so (wie Spervogel vom Halm) von ihr singen wird? Walther schildert nun die Bohne in ihrer ganzen Verworfenheit, um zu beweisen, daß es keinem einfallen wird sie zu loben, und nachdem er von dem Halm aussagt, daß es mit ihm eine ganz andere Bewandnis habe, kommt er in der Schlußzeile wieder auf die Bohne zurück, deren Unbeliebtheit er von neuem derb und kräftig betont. Der ärgerliche polemische Ton, den man hier heraushört, liegt lediglich in der scharfen Art, womit der Gedanke, daß auch die Bohne in der Weise wie der Halm gelobt werden könnte, zurückgewiesen wird.

17,25 Waz êren hât frô Bône
 daz man sô von ir singen sol?
 sî rehtiu vastenkiuwe!
 sîst vor und nâch der nône
 fûl und ist der wibel vol
 wan êrest in der niuwe.
 ein halm ist kreftec unde guot:
 waz er uns allen liebes tuot!
 er frôit vil manegem sînen muot
 wie danne umb sînen sâmen?
 von grase wirdet halm ze strô
 er machet manic herze frô,
 er ist guot nider unde hô.
 frou Bôn, set liberâ nos â mâlô, âmen.

Zunächst sei das Lob des Halmes bei Walther und bei Spervogel verglichen: Als höfische Dichter legen beide Wert auf die Freude, die Halm oder Stroh gewähren. „Waz er uns allen liebes

tuot, er fröit vil manegem sînen muot, er machet manic herze frô", singt Walther. Spervogel kleidet diesen Gedanken in die Worte: „des was al diu werlt ouch vrô, wer gesach ie schoener strô" und hebt zugleich mit größerem Nachdruck als Walther den Nutzen hervor: „wir loben disen halm wand er uns tuoc; vernt was . . . korns genuoc. ez füllet gar dem rîchen man die schiure und ouch die kiste". Walther läßt uns mit den Worten: „wie danne umb sînen sâmen" oder: „von grase wirdet halm ze strô" nur den Nutzen erraten. Wir können daher bei Walther eine mehr ästhetische, bei Spervogel eine mehr ethische Einstellung beobachten.

Auf die Anfangsworte: wir loben disen halm bei Spervogel wird deutlich in denen des Bohnenspruchs: waz êren hât frô Bône Bezug genommen; auch den Gebrauch des „wir" nimmt Walther herüber. Nur finden wir für den Gedanken in Spervogels Strophenschluß, daß nämlich der Halm am Ende ze miste wird, bei Walther nichts Entsprechendes, vielleicht weil es in dieser Beziehung keinen Unterschied zwischen Halm und Bohne gibt.

In Walthers Bohnenspruch steht der Halm der Bohne gegenüber. Anfang und Schluß seiner Lobrede bildet die vorzügliche Beschaffenheit des Halms: „ein halm ist kreftec unde guot, er ist guot nider und hô (Wilmanns: „nider" als Halm, „hô" als Korn); er nützt den Menschen, ist aber vor allem ein Freuden-erregender. Die Bohne stellt in allem das Gegenteil dar: ihre innere Beschaffenheit taugt nichts: sist vor und nâch der nône fûl und ist der wibel vol wan êrest in der niuwe. Auch einen Nutzen hat sie kaum, denn als Speise ist sie widerwärtig: sie ist „rehtiu vastenkiuwe", und im Gegensatz zu dem Halm, der überall Freude erweckt, ist sie verhaßt wie der Teufel, sodaß man bei ihrem Anblick unwillkürlich ein Paternoster betet (auch Walther 23,17 ist der Teufel das Bild für Verhaßtes.) Man kann sich nun vorstellen, was am Meißener Hof geschah: Walther hört Spervogels Spruch, in dem dieser an dem Beispiel des Halmes dartut, daß jeder Mensch Anspruch auf Lob hat, der seiner Bestimmung gemäß, und mag er auch dem geringsten Stande angehören, seine Dienste leistet. Dem aristokratischen Gefühl Walthers widerstrebt es, daß jeder Dienende in dieser

Hinsicht gleich behandelt werden soll. Für ihn ist zunächst die Qualität des Mannes das Entscheidende, dazu seine wertvollen Dienste und seine Beliebtheit beim Publikum. Nur ein Walther hat das Recht sich als Halm zu betrachten, nicht aber der ihm unsympathische Spervogel, dem es (nach Walthers Meinung) an Fähigkeiten und Verdiensten mangelt, und der dem Publikum verhaßt ist. Auf einen solchen Menschen paßt vielmehr das Bild von der Bohne, und nun ergreift Walther im Bohnenspruch die Gelegenheit den Gegner derb abzufertigen. Indem er die Vorzüge des Halmes hervorhebt, weist er von selber die Anmaßung des als Bohne Qualifizierten zurück das Bild des Halmes für sich in Anspruch zu nehmen.

c) DER WICMANSPRUCH

Wie wir nachgewiesen haben, bestanden also Beziehungen zwischen Walther und Spervogel. Dieser hatte mit seinem Spruch 24,1 Walthers Mailied kritisiert, Walther wiederum hatte sich in seinem Bohnenspruch gegen Spervogels Halmspruch gerichtet. Walther befand sich damals auf der Höhe seines Schaffens. Wohl von Thüringen aus hatte ihn sein Weg nach Meißen geführt, und hier am Meißener Hof, der Wirkungsstätte Morungens, hatte vermutlich auch Spervogel Aufnahme gefunden. Jedenfalls scheinen Walther und Spervogel hier einander nahe getreten zu sein. Zwischen den beiden Dichtern herrschte eine gewisse Rivalität. Daß Walther sich der besonderen Gunst des Markgrafen erfreute, ersehen wir aus dem Dankspruch 18,15, in dem er für ein Geschenk Ludwigs von Baiern dankt, das ihm der Markgraf aus Franken mitgebracht hatte. Wir können uns gut vorstellen, daß sich Walther als Künstler dem Spervogel überlegen fühlte, und daß dieser es nur schwer ertrug, von ihm in der Gunst des Publikums verdrängt zu werden. In der Handschrift A folgt der Wicmanspruch unmittelbar nach dem Bohnenspruch. Beide Sprüche haben eine aggressive Tendenz, und es braucht uns nicht zu wundern, daß man zwischen beiden von jeher einen Zusammenhang vermutet hat. Außerdem enthält der Anfang des Wicmanspruchs „Hêr Wicman, ist daz êre“ eine deutliche Beziehung auf die Anfangsworte des Bohnenspruchs: „waz êren hât frô Bône“. Hierauf machte be-

reits Frantzen a.a.O. aufmerksam, und von Kraus wies ergänzend darauf hin, daß der C-Text des Wicmanspruches diesen Widerhall noch deutlicher hervortreten läßt (Bohnenspruch: waz êren hat frô Bône; Wicmanspruch C Hêr Volcnant, habt irs êre.) Daher liegt der Gedanke nahe, daß Wicman (Volcnant) der Dichter ist, gegen den Walther im Bohnenspruch polemisiert, und da unsere Untersuchungen ergeben haben, daß sich Walther hier gegen Spervogel wendet, müssen Wicman (Volcnant) und Spervogel identisch sein.

In diesem Zusammenhange verdient auch das Strophen-schemata dieser Sprüche und insbesondere die Verlängerung der 10. Zeile im Wicmanspruch Beachtung. Der sogenannte 2. Philippston besteht nach Wilmanns aus einem Aufgesang von zwei dreizeiligen Stollen und einem achtzeiligen Abgesang. Es ist möglich Walthers Abgesang von dem Spervogelton herzuleiten, wenn wir zunächst hier mit dem dritten Vers anfangen und die Weise verdreifachen:

Der Spervogelton (6, 6) 4, 4, 4, 3, 4, 3
wird dann 4, 4, 4, 3, 4 (3 X), 3

In Walthers Strophen-schemata ist der Schlußvers um zwei Hebungen verlängert, 4, 4, 4, 3, 4 (3 X), 5, wodurch die Übereinstimmung mit dem Spervogelton stärker zurücktritt. Nach diesem Schema sind die Abgesänge der drei Sprüche 16,36 17,11 17,25 gebaut. Während keiner dieser Sprüche ein Schwanken in der Taktzahl der 4. Zeile verrät, hat beim Wicmanspruch die Handschrift A hier 4 Hebungen, auch C, wenn wir das metrisch störende „rechte“, womit wohl der Schreiber diese Zeile dem Schlußvers angleichen wollte, streichen. Stellt man hier mit Bartsch¹⁾, Wallner und von Kraus einen Dreiebler her, so droht die Gefahr, daß man der Überlieferung nicht gerecht wird und eine Besonderheit des Spruches verwischt. Walther mag, als er nach Mitteldeutschland kam, sich an den dort beliebten Spervogelton angelehnt haben, in dem Wicmanspruch aber, diesem Anti-Spervogel-spruch, hat er in der Absicht, seine Eigenart Spervogel gegen-

¹⁾ Germania 6,197.

über zu betonen und deswegen weiter vom Spervogelton abzurücken, den Vers um eine Hebung verlängert.

In dem nun folgenden Dankspruch hat die 4. Zeile in A 3 Hebungen, in C 5 Hebungen; auch hier hat C wohl eine Angleichung an den Schlußvers vorgenommen; das Bedürfnis die Abweichung vom Spervogelton zu verstärken, lag hier nicht mehr vor.

Aus Ärger über die Kritik des Mailiedes in Spervogels Minnespruch dichtete Walther den Wicmanspruch. Die Interpretation dieses Spruches wird Gelegenheit bieten die Richtigkeit der von uns entdeckten Voraussetzung zu prüfen. Gleichzeitig werden wir beurteilen können, ob das hier von Walthers Gegner entworfene Bild zu der Dichtergestalt paßt, die uns in Spervogels Sprüchen entgegentritt. Der Text des Spruches ist noch umstritten: bisher galt der A-Text, dem Lachmann und Wilmanns folgten, als der vorzüglichere, dann trat Wallner¹⁾ für den Text von C ein, ihm schließt sich jetzt von Kraus an. Ich gebe beide Fassungen, die, wie man sehen wird, stark von einander abweichen:

Hs. A. Her wicman ist d'ere
dc man die meister irten sol,
so meist'lichen spreche.
lat ez uch geschehen niht mere
vur war ich uch dc raten sol.
wc obe her walther irruhe
ir solt ez doch iem'han vor uch.
also der wetze vor d'spriu.
singet er einz er singet drú.
dc gelichet sich rechte alse ars und mane
her walther singet wc er wil
des kurzen und des langen vil.
sus meret er der welte spil
so iagent ir alse ein leithunt nach wane.

Hs. C. Her volcnant habt irs ere
das ir den meistern tretten welt
ir meisterlichen sprüche
latz iu geschehen niht mere

¹⁾ PBB 33,4.

sit das mans iu zunwizen zelt
 wan ob her walther krüche
 man heten doch vil bas danne iu
 er ist das korn ir sit diu spriu
 singet ir eins er singet driu
 ir sit gelich als ars und mane
 her walther singet swas er wil
 des kurken und des langen vil
 sus meret er der werlt ir spil
 so iagent ir als ein valscher hunt nach wane.

Vergleicht man beide Texte miteinander, so ergibt sich, daß die Abweichungen besonders die Verse 18,2 und 18,5 sowie 18,7,8 betreffen. Sie lassen sich, wenn wir von dem C-Text als dem ursprünglichen ausgehen, mühelos erklären: zunwizen C 18,5 gehört zu den Wörtern, die bei schlechter Überlieferung oft nicht mehr lesbar sind und dann zu Änderungen Anlaß geben; mit 18,5 wurde auch die im Reime korrespondierende Zeile 18,2 in Mitleidenschaft gezogen. 18,7 handelt es sich um den dialektisch gefärbten Accusativ iu (vgl. Schirokauer PBB 47,70; vorwiegend nd.; auch A. v. Halberstadt Zs. 11), der dem Oberdeutschen nicht geläufig war. Um diese Form als Dativ aufzufassen zu können, wurde der Text geändert und die Ausdrucksweise mit vor („vor“ mit dem Dativ drückt wie „für“ mit dem Akkusativ einen Vorzug aus) führte zu dem Bild von der Wurf-schaufel und bewirkte auch die Aufnahme des „vor“ in der folgenden Zeile (die uch-Formen vom A-Schreiber sind natürlich Dativformen, vgl. Paul mhd. Gr. 12. Aufl. S. 99,5).

Der C-Text ist überhaupt aggressiver: C 18,1 habt irs ere daz ir den meistern tretten welt 18,5 zunwizen zelt 18,8 er ist das korn ir sit diu spriu 18,10 ir sit gelich als ars und mane. Mit von Kraus halte ich A waz obe und leithunt für besser als die Lesarten in C. Auch scheint mir 18,10 zu dem Vergleich mit „ars und mane“ „daz gelichet sich“ nach A besser zu stimmen als daz „ir“ aus C; 18,8.9 mag der kunstvolle metrische und sprachliche Parallelismus als Vorzug des C-Textes gelten.

18,1 Hêr Volcnant habt irs êre
 daz ir den meistern tretten welt
 ir meisterlîchen sprûche?

lâtz iu geschehen nicht mêre
 sît daz manz iu zunwizen zelt.
 waz ob hêr Walther krûche?
 man heten doch vil baz danne iu,
 er ist daz korn, ir sît diu spriu;
 Singet ir einz, er singet driu.
 daz glîchet sich als ars und mâne.
 Hêr Walther singet swaz er wil,
 des kurzen und des langen vil;
 sus mêret er der werlt ir spil;
 sô iaget ir als ein leitehunt nâch wâne.

18,1 bis 6 enthalten Volcnants Vergehen: seine Kritik der Waltherschen „sprûche“. Sind mit diesen „sprûche“ die in der Hs. A unmittelbar vorhergehenden Sprûche gemeint? Von Kraus z.B. will 18,2 „so“ aus A herübernehmen „weil damit deutlich auf die vorhergehenden Sprûche 17,11 17,25 hingedeutet wird, von denen ja tatsächlich der erstere den Angriffspunkt für die Kritik des Volcnant geliefert hat, und der zweite die Erwiderung Walthers bringt“. Entspricht mhd. sprûche dem nhd. Sprûche? Vor der Auffassung dieses Wortes in modern wissenschaftlichem Sinne wird im DWB nachdrücklich gewarnt: „die sachliche Unterscheidung mag berechtigt sein, es ist dafür nicht der Beweis erbracht, daß das Wort „spruch“ im Mittelhochdeutschen in diesem technischen Sinne gebräuchlich war.“ Es scheint mir daher erwünscht die Bedeutung, die das Wort bei Walther hat, eindeutig festzustellen. Walther verwendet nämlich die Mehrzahl sprûche noch an zwei andren Stellen; zunächst 26,27:

Ich han hêrn Otten triuwe, er welle mich noch rîchen
 wie nam abe er mîn dienst ie sô trûgelîchen
 ald waz bestêt ze lône des den kûnec Friderîchen?
 mîn vorderunge ist ûf in kleiner danne ein bône;
 ezn sî sô vil, obe er der alten *sprûche* waere frô;
 ein vater lêrte wilent sînen sun also,
 „sun, diene manne bœstem daz dir manne beste lône.“
 hêr Ôtte, ich binz der sun, ir sît der bœste man,
 wand ich sô rehte bœsen hêren nie gewan:
 hêr kûnec, sît irz der beste, sît iu got des lônnes gan.

Auch hier wurde „sprûche“ von den Waltherforschern als
 100

Sprüche aufgefaßt. So bemerkt Wilmanns zu 26,27: „mit den Sprüchen meint Walther seine früheren Lieder, namentlich wohl die im Dienste der Staufenschen Politik gedichteten. Walther mag sie vor Friedrich gesungen haben.“ Auch Burdach¹⁾ meint: „Walther deutet an, daß Friedrich sich über seine alten Sprüche gefreut habe d.h. Sprüche, welche er einst im Dienste der Staufischen Sache für seinen Oheim Philipp gesungen hatte. Aber wir können annehmen, daß Friedrich, der deutsches Wesen, deutsche Sprache und Dichtung aus eigener Anschauung kaum kannte, von anderer Seite auf Walther und seine politische Dichtung hingewiesen war.“

Daß „sprüche“ hier in anderem Sinne aufzufassen ist, hatte schon Rieger²⁾ bemerkt, der den Ausdruck „die alten sprüche“ auf den unmittelbar folgenden Spruch (Sprichwort) bezog. Ihm stimmte von Kraus zu, der auf HMS 153 a weist: „die alten sprüche sagen uns daz: swes brot man ezzen wil, des liet sol man singen gerne und spiln mit vlize swes er wil.“ Walther hat hier wie auch sonst das eigene Interesse mit dem des Angebetelten zu verbinden gesucht. Richtet Friedrich sich nach dem alten Spruch, so erweist er sich dadurch im Vergleich mit Otto als den besseren Mann, und Walther hat den materiellen Vorteil. Gewöhnlich werden diese Art „sprüche“ als alt bezeichnet; das Alter verbürgt ihre Gültigkeit. Deutlicher ist die zweite Stelle 48,13:

Hie vor, dô man so rehte minneclîchen warp
 dô waren mîne sprüche frôiden rîche
 sît daz diu minneclîche minne alsô verdarp
 sît sanc ouch ich ein teil unminneclîche.

Hier handelt es sich sicher nicht um Sprüche in modern-technischem Sinne, sondern um Minnesang, wie z.B. auch Morungen MF 106,35: „nieman sol daz rechen, ob ich hôhe sprüche hân, wâ von sol der sprechen, der nie hôhen muot gewan?“ oder 136,25 „swâ ich vor ir stân und sprüche ein wunder vinde und muoz doch von ir ungesprochen gân.“ Unter „sprüche“

¹⁾ Burdach, Walther von der Vogelweide I, S. 78.

²⁾ ZfdA 47,232.

sind hier wohl Sätze zu verstehen, die durch ihren Inhalt oder durch ihren poetischen Schwung bedeutsam sind. Wir können uns daher der Angabe des DWB auch in Bezug auf die Stellen bei Walther anschließen: „spruch (sprüche): überhaupt kurze geschlossene Wortverbindung, Behauptung, Satz mit eigenartigem Inhalt, besonders soweit sie auf allgemeine Beachtung Anspruch machen.“

Walther gebraucht sprüche nicht für „Sprüche“ in technischem Sinn. Wenn er 84,28 sagt: „nû hilf mir edelr küneges rât, dâ enzwischen dringen, daz wir als ê ein ungehazzet liet zesamene bringen“, so ist mit diesem „liet“ (vgl. von Kraus a.a.O. gegen Wilmanns) wahrscheinlich ein Spruch gemeint.

Diese Abschweifung war nötig, um klarzustellen, daß „ir meisterlichen sprüche“ sich ebensogut auf den Minnesang beziehen kann, und damit bestätigt sich unsere Vermutung. Wir haben ja gesehen, daß Spervogel Walthers Mailied kritisiert hatte, und auf diese Kritik stimmt von Walthers Seite vortrefflich das Urteil (18,5): da man es Euch als Mangel an Einsicht, als Unverstand anrechnet; so wird sich Walthers Umgebung, in die auch Morungen gehörte, über Spervogels Kritik geäußert haben.

Es fällt auf, daß Walther nicht nur in eigenem Interesse spricht, sondern die „meister“ vor Volcnant in Schutz nimmt, mit denen natürlich an erster Stelle Walther selbst gemeint ist. Diese Bezeichnung hat Befremden erweckt: sie wurde von Schwietering (S. 60) und von von Kraus als Grund für Unechtheit der Strophe angeführt; sicher mit Unrecht, denn Walther hat sich selbst als Meister gefühlt (Plenio PBB 42,425 Fußnote): man vergleiche 80,32 wo Walther sich mit Stolz den von ihm verachteten Sängern gegenüber als Meister bezeichnet: „in bræhte ein meister baz ze mære danne tûsent snarrenzære, tæt er den hovewerden baz“ und weiter 101,33 „nû sî dîn schuole meisterlôs an mîner stat.“ Auch die Zeitgenossen verehrten ihn als Meister, wie aus der Tristanstelle 4798 (meisterinne) und aus den bei Wilmanns angeführten Strophen 108,6 „uns ist unsers sanges meister an die vart, den man ê von der Vogelweide nande“ hervorgeht. Plenio a.a.O. bemerkt, daß auch die Tagelieddichter, mit denen also höfische Lyriker gemeint sind,

„meister“ heißen (Lichtenstein 509,14), ebenso Wolfram bei Walther (122,24).

Mit den „meistern“ könnte Walther also außer sich selbst auch Morungen gemeint haben, obwohl sich in Spervogels Sprüchen zwar Einfluß dieses Dichters, aber keine Hinweise auf eine feindliche Stellung zu ihm entdecken lassen. Wahrscheinlich ist es, daß Walther Morungen auf seiner Seite wußte, war doch das Mailied auf Anregung Morungens entstanden (MF 141,12-14).

Gleich anfangs rückt Walther, indem er sich den Meistern zuzählt, von dem Gegner ab, der „in seines nichts durchbohrendem Gefühle“ stehen bleibt und zugleich mit dem Makel behaftet wird, daß er so unanständig und frech ist, die „meisterlichen sprüche“ solcher hochverehrten Männer zu schmähen. Ich lehne die von von Kraus 18,2 für „treten“ vorgeschlagene Konjektur *rîtern* = sieben ab, weil dieses Wort in Walthers Munde eine schiefe Andeutung für Spervogels Kritik wäre. Denn wer siebt, dem ist es um das Gute zu tun, das vom Schlechten gesondert werden soll, und wenn die Kritik dies bezweckt, so kann der Kritiker keineswegs eine verabscheuungswürdige Persönlichkeit sein; das *rîtern* paßt also nicht zu Walthers schroffer Ablehnung der Spervogelschen Kritik und zu seinem vernichtenden Urteil über den Gegner selbst.

Auch mit der Deutung, die von Kraus dem Worte „krüche“ verleiht 18,6 bin ich nicht einverstanden. Er erklärt dieses Wort im Hinblick auf das Strophenschema folgendermaßen: „Wenn die Melodie, was bei der sonstigen Paarigkeit des Strophenbaus doch wohl wahrscheinlich ist, in der zehnten Zeile gleichfalls sechs Takte umspannte wie in der letzten dann mußten die sprachlichen Vierer gedehnt werden, um den melodischen Rahmen zu füllen. Dem Inhalt nach vertragen sie das sehr wohl, ja solche Dehnung kommt ihnen zugute, denn die fraglichen Verse bringen etwas Bedeutsames . . . Eine solche verlangsamende Vortragsweise konnte ein böswilliger Kritiker sehr wohl als „kriechen“ bezeichnen.“

Kann ein kunsttechnischer Griff, so fragen wir, der doch dem Publikum nur die Meisterschaft des Sängers in der Melodik bekundete, einem Kritiker Anlaß zu einem Angriff geboten

haben? Dann ließe sich noch eher an die von mir bemerkte Übereinstimmung des 2. Philippstons mit dem Spervogelton denken: ein Dichter wie Spervogel, der sich immer eines und desselben Tones bediente, konnte die Ähnlichkeit bemerkt und höhnisch gesagt haben, daß Walther sich anlehne, sich an seinen Ton anlehne, also (am Stabe) krieche: das hätte dann eine scharfe persönliche Spitze gehabt. Damit ließe sich auch die auffallende Abweichung im Bau des Wicmanspruchs erklären. Aber warum sollte man das Wort „krüche“ nicht ungefähr in demselben Sinn auffassen, in dem es der Winsbeke an der wiederholt zitierten Stelle 50,5 verwendet, nämlich „aus Kraftlosigkeit nicht aufrecht gehen können und daher einen unansehnlichen Eindruck machen?“ Es wird dann einfach 18,6 gesagt: „Und wenn Walther in der Tat, wie du, Volcnant, es ihm vorwirfst, aus Mangel an dichterischer Kraft ein schlechtes Lied brächte und damit einen stümperhaften Eindruck machte! Ich ziehe jedenfalls diese einfachere Deutung vor. In 18,6 wird also als Abschluß der Anklage gegen Spervogel dessen Kritik überscharf und prägnant zusammengefaßt.

Ist Spervogel wirklich ein „neidischer, kritisierender poetischer Concurrent¹⁾“ gewesen, wie sich aus Walthers Worten schließen ließe? Spervogels Sprüche zeigen ihn uns als einen sentimentalischen Dichter, als einen Menschen, der bei ungerechter Behandlung seinen Trost in der Zukunft sucht. Wenn er es 24,1 wagte Walthers Mailied zu bekritteln, so trieb ihn eben der Umstand dazu, daß Walther sein Rivale war. Um die heftige Entladung im Wicmanspruch zu verstehen, müssen wir meines Erachtens Walthers Charakter berücksichtigen, der nach Burdachs Schilderung „...receptiv bis zur Reizbarkeit und höchsten Gereiztheit, selbständig, unverträglich und streitsüchtig²⁾“ war. Schon ein geringer Anlaß mag genügt haben Walthers Zorn zu erregen, um wieviel mehr eine Schmähung des Liedes, in dem er so ganz aus seinem innersten Wesen heraus die hoheitsvolle, reizende Erscheinung der Dame der mittelalter-

¹⁾ Burdach, Walther von der Vogelweide I, S. 98.

²⁾ Burdach, Reinmar der Alte und Walther, S. 10.

lichen Gesellschaft in schwungvollen Worten (mit „meisterlichen sprüchen“) geschildert hatte. Kein Wunder also, wenn er dadurch in maßlose Aufregung versetzt wurde und ihm das Gefühl für die Grenzen des Anstands abhanden zu kommen drohte.

Walther war sich seines Wertes bewußt, und die Objektivierung „hêr Walther“ eröffnete ihm die Möglichkeit sich seines Könnens ungeniert zu rühmen, sich in seiner ganzen genialen Größe vor den Gegner hinzustellen, ihn durch die Wucht seiner Persönlichkeit moralisch zu erdrücken und ihn dem öffentlichen Hohn preiszugeben.

Wie im Bohnenspruch Halm und Bohne einander gegenübergestellt werden, so hier Korn und Spreu. Walther ist Halm und Korn, der elende Gegner die wertlose Bohne und Spreu. Er betont die eigene Schöpferkraft: „singet ir einz, er singet driu“. Ich glaube nicht, daß Walther bei „driu“ an die in der Hs. A unmittelbar vorhergehenden drei Sprüche denkt, wie von Kraus meint; es sind offenbar traditionelle Zahlen. Messen wir das kleine Häuflein der uns erhaltenen Spervogelsprüche an Walthers reicher Fülle, so ist das Zahlenverhältnis für Spervogel noch viel zu günstig. Derb und höhnisch charakterisiert Walther den Unterschied zwischen sich und dem Widerpart mit dem drastischen Vergleich von ars und mâne (vgl. die schwäbische Redensart das reimt sich wie ars und Friedrich ZfdA 49,155). Zum zweiten Male holt Walther aus und vergleicht sein geniales Schaffen mit dem stümperhaften Gebaren des andern: „Hêr Walther singet swaz er wil, des kurzen und des langen vil.“ Wilmanns meint, Walther habe mit diesen Worten Wicmans Tadel, daß die Sprüche 18.1 und 18,15 in ihrer zehnten Zeile das Maß der drei vorhergehenden überschritten, zurückgewiesen. Mit Recht lehnt von Kraus diese Vermutung ab, glaubt vielmehr, daß der Ausdruck vom Kriechen und des langen und des kurzen Singen auf dasselbe hinzielen: nämlich auf den Umstand, daß die 10. Zeile in diesem Tone um zwei Takte weniger zählt als die Schlußzeile, also der sprachliche Vierer der 10. gedehnt werden müsse, um den melodischen Rahmen zu füllen. Aber auch diese Erklärung ist kaum haltbar: im W. Gast verwendet Thomasin von Zirclaria denselben Ausdruck, wenn er Walthers

Streit gegen den Papst tadelt, sicher ohne dabei an die Sprüche im 2. Philippston zu denken. Auch Wolfram gebraucht diesen Ausdruck (VI,7,34): „Din gütlich gelâz mich twanc,“ sagt er zu seiner Dame, „daz ich dir beide sing al kurz od wiltu lanc“. Hier haben wir an Minnelyrik zu denken und wohl auch bei Walther. Darauf weist meines Erachtens die folgende Zeile (vgl. Walther 83,7). Zu diesem Ausdruck bemerkt Plenio¹⁾ „Leider sind diese term. techn. nicht eindeutig. Einerseits wurden sie auf den Umfang des ganzen Strophenschemas bezogen . . . , andererseits aber sind Liechtensteins „lange wîsen“ (III. XV) nicht durch besondere Ausdehnung des Schemas von seinen andren Strophenformen (die z. T. länger sind) unterschieden, hier mag, meine ich, die Bezeichnung „lanc“ auf irgendwelchen Eigenheiten der Melodie beruhen, die wir nun leider nicht kennen.“ Es ist also nicht zu unterscheiden, ob die Verse 11 und 12 seine Meisterschaft in der Strophik oder Melodik hervorheben. Walther, geschult und begabt, besitzt dichterische Meisterschaft; Spervogel dagegen ist an den einen Ton gebunden wie ein Hund an die Leine. Er vermag nicht das dichterische Ziel ins Auge fassend seinen eigenen Weg zu wählen; er muß abwarten, wohin dieser einzige ihm zur Verfügung stehende Ton ihn führt. Er kann nur am Gängelband dieses einen Tones gehen: er jaget nach wâne.

Es erregt Verwunderung, daß Walther sich nicht unmittelbar gegen Volciant richtet, sondern als hêr Walther auftritt. Saran hat diese Objektivierung für ein Zeichen der Unehtheit gehalten und für diese seine Vermutung weitere Gründe gesucht und gefunden. So weist er²⁾ auf die schon von Wilmanns bemerkte für Walther ungewöhnliche Inclination 18,4 lat ez A latz C, auf die schwebende Betonung singé(n)t, auf den derben Vergleich in v. 10, alles an und für sich, wie Saran zugibt, unbedeutende Abweichungen von dem, was bei Walther als Norm erscheint. Sie sind von Wallner PBB 35,191 zum Teil widerlegt worden. Wallners Ausführungen ließen sich noch dahin ergänzen, daß schwebende Betonung im Verseingang bei Walther nicht

¹⁾ PBB 41,78 f.

²⁾ PBB 27,202.

selten vorkommt¹⁾; auch wäre hier vielleicht „singt“ ohne Auftakt wie 17,15 und 17,29 zu lesen.

Mit „hêr Walther“ sichert der Dichter sich vor dem Vorwurf des Eigenlobes, zugleich bezweckt er wohl, wie auch Wallner und Fischer²⁾ schon vermuteten, die Nachäffung des Gegners. In ähnlicher Art ironisiert Walther 34,4 den Papst („ich hân zwên Almân under eine krône brâht“). Man kann sich vorstellen, daß Spervogel, der in seinen Sprüchen die direkte Anrede meidet, auch Walther von der Vogelweide immer nur mit hêr Walther angedredet hat, und diese unmannhafte Art wollte Walther hier wohl an den Pranger stellen.

Triftige Argumente gegen die Echtheit der Strophe sind nicht beigebracht worden, sie trägt im Gegenteil, wie mir scheint, in starkem Maße Walthers Gepräge: der gereizte Ton, die auflockernde Leidenschaft kennzeichnen schon den Dichter als den Interessenten wie auch der derbe Vergleich, zu dem der Zorn ihn hinriß. Trotz der gereizten Stimmung fließt die Redeflut rhythmisch beherrscht dahin. Auf Übereinstimmungen mit dem Bohnenspruch: die aggressive Stimmung, den Vergleich Halm-Bohne, Korn-Spreu wurde schon aufmerksam gemacht³⁾. Vor allem fällt die Tatsache ins Gewicht, daß sich hier die allen Sprüchen gemeinsame Gedankengliederung nachweisen läßt, die sich dem metrischen Bau der Strophe anschmiegt. Aufgesang und Abgesang heben sich inhaltlich von einander ab: in 16,36 richtet sich der Aufgesang an Philipp, der Abgesang erörtert den Nutzen der milte; in 17,11 enthält der Aufgesang den Rat an die Köche, der Abgesang berichtet warnend über die Vorgänge in Griechenland; in dem Bohnenspruch wendet der Aufgesang sich gegen die Bohne, der Abgesang (außer dem Schlußvers) lobt den Halm. In unserem Spruch enthält der Aufgesang die Anklage, der Abgesang das Strafgericht.

Forscher, die an die Unechtheit der Wicmanstrophe glauben, behaupten, daß mit ihr das „liet“ (andre Lesart „lieht“) 18,15

¹⁾ Vgl. Wilmanns-Michels, Leben, S. 338 f.

²⁾ ZfdA 49,154.

³⁾ Auch schliessen die beiden Strophen 18,1 und 18,15 mit einem Bild, das dem Jagdleben entnommen ist.

gemeint sei, das dem Dichter vom Markgrafen überbracht wurde. Der Vollständigkeit wegen geben wir daher auch diesen Spruch 18,15, obwohl er nach unserer Meinung mit dem Wicmanspruch oder dem Spervogel-Walther-Streit nicht direkt zusammenhängt. Wohl stützt er unsre Vermutung, daß sich dieser Streit in Meißen abgespielt hat, zumal Wicmanspruch und Müssenærespruch in den beiden Handschriften unmittelbar aufeinander folgen; auch zeugt er von der besonderen Gunst, deren Walther sich in Meißen erfreute.

d) STR. 18,15

Mir hât ein licht von Franken
der stolze Müssenære brâht
daz vert von Ludewîge.
ichn kan ims niht gedanken
sô wol als er mîn hât gedâht
wan daz ich tiefe nîge.
Künd ich swaz ieman guotes kan
daz teilte ich mit dem werden man,
der mir sô hôher êren gan.
got müeze im êre mêren.
zuo flieze im aller sælden fluz,
niht wildes mîde sînen schuz,
sîns hundes louf, sîns hornes duz
erhelle und erschelle im wol nâch êren.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob Walther dem Meißner oder dem Ludwig seinen Dank ausspricht. Von Kraus, der den Wicmanspruch für das überbrachte Geschenk, „daz liet“ hält, äußert sich zu der Frage, wer diesen Spruch gedichtet habe, folgendermaßen: „Die Antwort hängt davon ab, an wen der Dank gerichtet ist, an Ludwig oder an den Meißner. Pfeiffer und weniger bestimmt auch Paul dachten an den letzteren. Aber die Worte „ichn kan ims niht gedanken, so wol als er mîn hât gedâht“ passen viel natürlicher auf den, von dem die Ehrenrettung und der Preis von Walthers Kunst ausgeht, als auf den der beides nur übermittelt. Ebenso bezieht man den Vers „der mir so hôher êren gan“ doch weit ungezwungener auf den ehrenden Inhalt, als auf das bloße Überbringen. Der Dank gilt also sicherlich dem Ludwig, wie schon Lachmann

(zu 28,15) gemeint hat, der unsern Spruch (und damit auch den vorhergehenden) ins Jahr 1212 setzt." Wie hat man sich die Situation vorzustellen? Ludwig von Baiern gibt dem Meißner ein Geschenk für Walther mit. Walther und der Meißner sind miteinander bekannt, sie stehen auf vertrautem Fuß, sonst hätte der Meißner sich nicht die Mühe gegeben das Geschenk mitzunehmen. Ob Ludwig und Walther in einem so intimen Verhältnis zueinander standen, wissen wir nicht. Was ist nun natürlicher als anzunehmen, daß es der Meißner gewesen war, der Walthers Interessen so warm bei Ludwig vertreten hatte, daß dieser sich veranlaßt fühlte, dem Dichter seine Achtung zu bezeugen? „so wol als er mîn hât gedâht" wird sich also wohl auf das Lob, auf die Fürsprache des Meißner beziehen müssen, durch die Ludwigs Sympathie für den Dichter geweckt wurde.

Ich möchte auf eine Parallelstelle weisen, wo „gedenken" in demselben Sinne gebraucht wird:

106,3 Ich hân dem Mîssenaere
 gefüeged manec mære
 baz danne er nû gedenke mîn.

Hier steht das, was Walther von dem Meißner verkündet hatte, im Widerspruch zu der Art wie der Meißner sich jetzt über Walther äußert. Auch macht Wallner mit Recht darauf aufmerksam, daß der Dichter die Worte „wan daz ich tiefe nîge" schwerlich an den in der Ferne sich befindenden Ludwig gerichtet haben könne. Ich weise in diesem Zusammenhang auf Strophe 84,30, wo ein ähnliches Verhältnis vorliegt, indem Walther sich mit seinem Dank an den in der Ferne weilenden Kaiser wendet.

Von Rôme keiser hêre, ir hânt alsô getân
 ze mînen dîngen, daz ich iu muoz danken lân:
 in kan iu selbe niht gedanken, als ich willen hân.

Also wäre Pfeiffer c.s. gegenüber von Kraus im Recht? Auf Grund der in den andern Sprüchen dieses Tones beobachteten Gedankengliederung glaube ich zur Schlichtung des Streites folgendes anführen zu können: *Walther dankt im Aufgesang*

dem Meißner, dem Überbringer des Geschenkes, im Abgesang aber Ludwig, dem Spender der Gabe. Daß dieser ein vornehmer Herr gewesen sein muß, darauf deutet die ehrfurchtsvolle Art, in der der Dichter sich an ihn richtet, das Jagdheil, das der Dichter ihm wünscht und die Tatsache, daß dem Dichter mit dieser Gabe eine so hohe Auszeichnung zuteil wird (V. 18,23). Es ist ausgeschlossen, daß wir in ihm einen besitzlosen Dichter zu sehen haben.

Sowohl in dem oben erwähnten Spruch 84,33 wie hier in 18,15 empfindet Walther es als eine erfreuende, ehrenvolle Auszeichnung, daß ihm von einer hohen Persönlichkeit aus der Ferne ein „lieht“ (Kerze) geschickt wird.

Liest man 18,15 mit Saran, Frantzen, Plenio und von Kraus liet (C und Z) statt lieht (A) und betrachtet man Str. 18,1 als den vom Meißner aus Franken mitgebrachten Spruch, so hat man sich gezwungenermaßen die Sache so vorzustellen: Dietrich von Meißner trifft in Franken mit Ludwig von Baiern zusammen. Der Markgraf erzählt dem Baiernherzog von dem Ärger, den Wicman dem hochgeschätzten Dichter bereitet. Da entschließt sich Ludwig ein Lied zu dichten oder einem (ungenannten) Dichter den Auftrag dazu zu erteilen, in dem Walther Wicman gegenüber rehabilitiert wird; das wäre dann die Strophe 18,1 gewesen. Gegen diese Vorstellung spricht allerdings die Erwägung, daß der Wicmanspruch eine so eingehende Kenntnis von den Mißhelligkeiten zwischen den beiden Dichtern voraussetzt, wie sie nur derjenige besitzen kann, der alles in nächster Nähe miterlebt hat. Überdies enthalten die Anfangsworte des Wicmanspruchs, wie auch Frantzen und von Kraus bemerkten, eine deutliche Beziehung auf die Anfangszeile im Bohnenspruch. Wenn ein Dichter in Franken den Wicmanspruch gedichtet hat, muß ihm der Bohnenspruch vorgelegen haben. Wenn wir weiter bedenken, daß der Wicmanspruch stilistisch ein ebenbürtiges Seitenstück zum Bohnenspruch darstellt, so ließe sich die Frage stellen, welcher Dichter imstande gewesen wäre Walthers Stil so täuschend nachzuahmen, so vollkommen die Wallungen seines Blutes in sich selber zu empfinden. Walther erwähnt in dem Spruch 18,23 nur die hohe Auszeichnung, mit keinem Worte wird des Streites mit Wicman gedacht. Von Kraus meint mit

„so hôher êren“ wäre nicht etwas so Materielles wie eine Kerze gemeint, aber es handelt sich ja gar nicht um das Stück Wachs, sondern um die symbolische Bedeutung, die die Kerze für Walther haben mußte. Der Spruch wäre nach von Kraus als eine Ehrenrettung für Walther gemeint; als ob Walther einer Ehrenrettung gegen den weniger Begabten bedurft hätte.

Entstand der Spruch 18,15 in Meißen, so ist es möglich, daß das Wort „licht“ in dieser Gegend in dem Sinn von Kerze gebräuchlich war. Wenn Hermann Paul¹⁾ das Wort im Oberdeutschen in dieser Bedeutung nicht kennt, so ist damit noch nichts gegen den Gebrauch in unsrem Spruch gesagt. So verwendet Walther hier auch das Wort stolz (v. 16), das nach Wilmanns ursprünglich in Oberdeutschland nicht recht heimisch war.

e) SPERVOGEL 23,5

Dieser Spruch ist uns sowohl in der Hs. C wie J enthalten. Ich gebe beide Fassungen:

C. Mich wundert dicke dc ein wol geraten man
under sinen friunden niht erben kan
si sin im ane schulde gehas
und gunden einen frömden bas
der eren so er solde pflegen
bi in in den landen
so si des friundes nien ehant
si trüegen in uf den handen.

J. Mich nympt wunder daz ein reyne byderbe man
umme syner vriunde hulde niht werben kan
sie ne tragen ym ane sculde haz
unde gunden eynem vremden baz
der ere die er solte han
mit den besten in den landen.
stirbet er sie sen den tac.
sie trüegen in of den handen.

Vogt nimmt in MF den C-Text als Grundlage und ergänzt dann und wann aus der Hs. J; meines Erachtens verdient der

¹⁾ PBB 8,301.

Text J in allem den Vorzug, schon aus dem Grunde, weil diese Handschrift im Gegensatz zu C nirgends geändert zu werden braucht, um einen vorzüglichen Text zu liefern. Der C-Text ist, wie auch Vogt MF mit seinen Abweichungen stillschweigend zugibt, höchst unzuverlässig und verderbt; sogar das „werben“ J 23,6 kann stehen bleiben.

Die Anfangszeile erfordert unsere besondere Aufmerksamkeit. In C bemerkt man deutlich eine gewisse Bindung mit dem unmittelbar vorhergehenden Spruch:

- 22,33 (48 C) swer mir nû verwîzet daz ich niht enhân,
gelebe ich iemer daz ich *wol berâten* gân
23,5 (49 C) Mich wundert dicke daz ein *wol gerâten* man

Ist diese Bindung als ursprünglich zu betrachten? Ich glaube, daß man bei der Verderbtheit des Textes das Recht hat dies zu bezweifeln. Wir haben hier wieder einen jener Fälle, in denen ein Sammler, in der Absicht eine Bindung zwischen den einzelnen Strophen herzustellen, willkürlich in den Text eingegriffen hat. In J liegt diese Gefahr nicht vor: hier stehen drei Strophen, in denen das Thema Freund behandelt wird, beisammen. Beim J-Text läßt sich aber eine andere Verknüpfung entdecken, die nicht vom Sammler herrühren wird, weil die beiden Strophen nicht unmittelbar auf einander folgen:

- 23,5 (J 3) Mich nympt wunder daz ein *reyne* hyderbe man
und 24,1 (J 5) Treit ein *reine wîp* niht guoter kleider an

Wir dürfen wohl annehmen, daß der Dichter in 23,5 das „reine“ im Hinblick auf die Anfangzeile der Strophe 24,1 gebraucht hat. Diese wohl vom Dichter beabsichtigte Bindung der beiden Strophen berechtigt uns auch 23,5 in den Kreis unseres Themas zu ziehen.

Daß diesem Spruch ein persönliches Erlebnis des Dichters zugrunde liegt, dürfen wir nach den sentimentalischen Schlußversen annehmen. Auch die individuell geschilderte Lage des beklagten Mannes, der offenbar ein strebsamer Diener der Mächtigen ist, weist darauf hin, obwohl die Anfangsworte „mich nimt wunder“ an und für sich auch wohl eine Beobachtung des Dichters an Personen aus seiner Umgebung hätten einleiten können. Sper-

vogel bezeichnet sich selber als einen sittlich tadellosen Mann, der sich der Gunst der Leute erfreut. Es berührt ihn daher schmerzlich, wenn er bemerken muß, daß die Freunde sich von ihm abwenden und ihm ohne sein Verschulden feindlich gesinnt sind. Denn die ihm gebührende Ehre bei den Mächtigen im Lande gönnen sie lieber einem Fremden.

Ohne Zweifel wird das dem Spruch zugrunde liegende Erlebnis den Dichter stark ergriffen haben; trotzdem ist der Spruch in gnomenhaft ruhigem Ton gehalten. Von der heftigen Erschütterung wird im Spruch kaum mehr etwas bemerkt, eben weil die dichterische Arbeit Spervogels sich innerhalb der intellektuellen Sphäre vollzieht und nur „mich nimt wunder“ deutet schwach auf den erlittenen Ärger hin.

Der Dichter schildert uns hier den Ablauf des Streites. Walther, der Fremde, behauptet das Feld. Spervogels Freunde sogar, unter die wir wohl auch Morungen rechnen dürfen, erkennen des Fremden Begabung und dessen Recht auf die Gunst der Vornehmen an. Spervogel fühlt sich vereinsamt, von dem genialen Fremden verdrängt.

Zum Schluß lassen sich mit Hilfe der so merkwürdigen Strophenverbindungen (Walther 18,1 und 18,15), (Spervogel 24,1 und 23,5) folgende Vermutungen über die Chronologie der Vorgänge aufstellen:

Zuerst dichtete Spervogel seinen Halmspruch. Was ihn dazu bewog, haben wir nicht ermitteln können, aber wahrscheinlich verfolgte er damit den Zweck den eigenen Wert hervorzuheben, sonst wäre es nicht denkbar, daß Walther mit seinem Bohnenspruch so heftig darauf reagierte. Diesen Gegenschlag beantwortete Spervogel unvorsichtigerweise damit, daß er Walthers Mailied in seinem Minnespruch 24,1 kritisierte, worauf Walther wütend vor Zorn im Wicmanspruch den Gegner zu Boden schlägt. Der Freundeskreis, der schon Spervogels Kritik am Mailied als Ausfluß eines beschränkten Geistes zurückgewiesen hatte, schlägt sich auf Walthers Seite, und auch von den Mächtigen im Lande — vielleicht dürfen wir hier an erster Stelle an Dietrich von Meißen denken — wird Walther Verehrung entgegengebracht. Spervogel verliert seinen Einfluß. Das wird dann von ihm in dem letzten hierher gehörigen Spruch beklagt.

f) SCHLUSSFOLGERUNGEN

Daß der Dichter der Sprüche MF 20,1-24,12 Spervogel hieß, und daß er unter diesem Namen weiterlebte, ist eine feststehende Tatsache. Halten wir die Identifizierung Wicman (Volcnant)-Spervogel für berechtigt, so müssen wir annehmen, daß Spervogel der bloße Dichtername, Wicman (Volcnant) sein Taufname war. Wir hätten dann ein ähnliches Problem wie bei dem Namen Walther von der Vogelweide, wo man auch geneigt ist Walther als den wirklichen Namen des Dichters, von der Vogelweide als einen beigelegten anzusehen. Dieser Auffassung stimmt Burdach zu: „Wenn man . . . Grund hat anzunehmen, daß Walther derjenigen niedersten Classe des Ministerialenstandes angehört hat, die in seiner Zeit einen Familiennamen überhaupt noch nicht führte, wenn ein Geschlecht von der Vogelweide aus dem 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts nicht nachgewiesen werden kann, so darf man im Ernst fragen, ob der Beiname nicht ähnlich zu erklären sei wie verwandte Namen fahrender Sänger¹⁾.“ Zur Vergleichung weist Burdach dann auf die „Spielmannsnamen“ Spervogel (Sperling), Falchelinus, Der wilde man, Raumlant, Suchenwirt, Velchelinus (Fälklein), Hasensprunch, Hagedorn, Irregang, Waller, Ellend, Regenbogen, die „Unbehaustheit und Besitzlosigkeit, das unstäte Wanderleben in mannigfachen Bildern zur Schau bringen.“

Es ist beachtenswert, daß in der Wicmanstrophe Walther und Wicman sich als Angehörige der Hofgesellschaft gegenüberstehen: der geniale Dichter heißt hier Walther, nicht von der Vogelweide oder Walther von der Vogelweide, der angegriffene heißt Wicman (Volcnant), nicht Spervogel. Es tut wenig zur Sache, ob wir Wicman oder Volcnant als den richtigen Namen wählen. Den besseren Text des Spruches bietet C, daher wäre vielleicht Volcnant vorzuziehen, aber auch A hat gegenüber C wichtige Lesarten treu erhalten. Ohne Zweifel haben Frantzen und von Kraus mit ihrer Behauptung Recht, daß beide Namen sich graphisch nahestehen. Frantzen macht darauf aufmerksam, daß die Verlesung oder Verschreibung wicnam zu volcnant ge-

¹⁾ Burdach, Walther von der Vogelweide I, S. 25.

führt haben könnte; umgekehrt natürlich volcnant über wicnam zu wicman. Glaubt man nicht an eine Verlesung, so müßte Volcnant zu Wicnant geführt haben wie in Klage 1555, wo beide Lesarten nebeneinander vorkommen, und man könnte dann annehmen, daß der Schreiber von A den Namen Wicman, der ihm geläufig war, gedankenlos dafür eingesetzt hat¹⁾. Eine sichere Entscheidung läßt sich nicht treffen, vielleicht verdient Volcnant das größere Vertrauen.

Literarhistorisch ist es nicht ohne Bedeutung, daß beiden Namen Walther und Volcnant der Titel Herr beigelegt wird, woraus hervorgeht, daß beide Dichter sich desselben gesellschaftlichen Ansehens erfreuten, und wahrscheinlich gehörten sie auch demselben Stande an. Wird Walther als ritterbürtig betrachtet, so mag diese Annahme auch für Spervogel gelten. Aber dann ist der Gedanke, daß Walther, als er sich der Spruchdichtung widmete, „die Standesschranke“ habe durchbrechen müssen²⁾, nicht mehr haltbar, so wenig wie Burdachs Auffassung „Sein Weggang von Österreich, die Veränderung seiner Lebensstellung zwang ihn eine bis dahin von ritterlichen Sängern in deutscher Sprache nicht gepflegte Dichtungsart aufzunehmen und aus der sicheren Position eines Hofdichters in die Reihen der fahrenden Sänger einzutreten“³⁾. Nach unserer bereits erwähnten Auffassung widmete Walther sich nach seinem Weggange aus Wien neben der bisher gepflegten neuen modischen Hofpoesie des Minnesangs der alten nationalen Hofpoesie der Spruchdichtung. In dieser Beziehung spielte zu Walthers Zeit der Stand des Dichters keine Rolle. Die geläufige Auffassung, daß Hergêr, Spervogel, kurz die Spruchdichter bürgerliche, fahrende Sänger, Spielleute, also Menschen niederen Schlags und Standes gewesen wären, ist jedenfalls für Walthers Zeit irrig.

¹⁾ Vgl. E. Schröder ZfdA 49,156^a. Wallner PBB 35,191 erörtert die Möglichkeit, dass beide Handschriften den Namen falsch überliefern, und dass dem Volcnant und Wicman ein Wicnant (wie in der Klage) zugrunde liegt.

²⁾ Roethe, Reinmar von Zweter S. 23 und Wilmanns-Michels Leben S. 61.

³⁾ Burdach, Walther von der Vogelweide I, S. 37.

Bisher war es nicht möglich Spervogel mit Sicherheit zu datieren. Jetzt läßt sich feststellen, daß er ein Zeitgenosse Walthers war, vermutlich sogar ein Altersgenosse. Walther stand damals im reifen Mannesalter, war sich seiner schöpferischen Kraft bewußt und konnte sich seiner Meisterschaft in der Dichtkunst rühmen. Auch Spervogel hatte sich eine angesehene Stellung erworben, und die Mächtigen im Lande schenkten ihm ihre Gunst. Wenn von Kraus den unbekanntenen Dichter Wicman einen „unverächtlichen Gegner“ nennt, weil „nicht weniger als drei Sprüche Walthers und seines Anwalts gegen ihn gerichtet wurden“, so paßt diese Charakteristik nicht übel auf Spervogel.

3. SPERVOGELS SPRÜCHE IM RAHMEN DER ÄLTEREN SPRUCHDICHTUNG

Will man zum vollen Verständnis der Spervogelsprüche gelangen und überhaupt tiefer in das Wesen der Spruchdichtung, wie sie uns bei den älteren Spruchdichtern entgegentritt, eindringen, so ist es notwendig, sich über die kulturelle und politische Funktion der Spruchdichter Klarheit zu verschaffen. Ich will daher im folgenden diese Funktion unter Beschränkung auf die Dichter Hergêr, Walther und Bruder Werner untersuchen und dabei nur die Punkte herauswählen, die mir mit Rücksicht auf die Spervogelpoesie besonders wertvoll scheinen.

a) DIE KULTURELLE UND POLITISCHE FUNKTION DER ÄLTEREN SPRUCHDICHTER

Hergêr und Walther

Den Namen eines Spielmannes in dem verächtlichen Sinn, mit dem die Literaturgeschichte eine gewisse Klasse Fahrender zu bezeichnen pflegt, verdient Hergêr nicht. Seine Kunst war an den Hof gebunden und ist Hofpoesie; seine Stellung war die eines Hofsängers oder vielmehr eines Hofpädagogen. Bei Wernhart fand er eine gastliche Aufnahme. Wir wissen nicht, wie lange er auf Steinberg verweilt hat; vermutlich geraume Zeit, denn Steinberg war ihm zur Heimat geworden, und ein festes

Band der Dankbarkeit und der Verehrung knüpfte ihn an den Burgherrn. Wie auf Steinberg wird es ihm auch an den Höfen der anderen Herren ergangen sein, deren Tod er beklagt. Seine Sprüche kennzeichnen ihn als Berater der Hofgesellschaft, als Kündler der höchsten Ideale, sowie als Lehrer der praktischen Lebensweisheit. Wer wie er mit diesem Amt betraut war, mußte Bescheid um das ganze volle Leben und um dessen höchste Werte wissen, aber auch die Charaktere der Menschen kennen und die Gesetze, die in ihrem Zusammenleben walten: kurz, er mußte ein Kenner des Lebens, ein „Biologe“ sein.

War Hergêr, der in der Überlieferung als der älteste Vertreter der Spruchdichtung erscheint, auch der Schöpfer derselben? Soweit mir bekannt ist, hat noch kein Forscher diese Frage in positivem Sinne beantwortet. Daß einige Sprüche sich an ältere Vorbilder anlehnen, wäre an sich noch kein Beweis für das Gegenteil; es entspricht aber nicht dem Senex-Charakter jener Zeit (Bühler), daß der Einzelne sich zu einer solchen schöpferischen Tat aufgeschwungen hätte; auch übt der Spruchdichter eine kulturelle Funktion aus, und diese muß in den Zuständen der damaligen Gesellschaft begründet gewesen sein. Als Hergêr sich dieser Hofpoesie widmete, begab er sich wohl in eine durch Tradition vorgezeichnete Bahn; Form und Gehalt dieser Poesie mag er weitergebildet und zeitgemäß umgeformt haben. Der Spruchdichter nahm den alten, angesehenen, ihm fest bestimmten Platz am Hof ein als Berater der Hofgesellschaft, als Verwalter eines laienpriesterlichen Amtes. Neben Welt- und Menschenkenntnis vermittelte er die dualistische mittelalterliche Weltanschauung.

Zwischen Hergêrs Spruchsammlung und Walthers erstem Auftreten klafft eine breite Zeitspanne. Daß in diesem Zeitraum die Spruchdichtung kontinuierlich weitergeführt wurde, beweist die Spruchpoesie Spervogels, der ganz in der Art des Hergêr dichtend nach aller Wahrscheinlichkeit ein Zeitgenosse Walthers war. Auch Walther trat in die Spuren des alten Hergêr. Er, in dessen Herzen der Puls einer verjüngten Zeit schlug, hatte bisher das Lied des neuen Lebensstils, den Minnesang, ertönen lassen. Als er Wien, den Sitz der neuen modischen Hofpoesie verlassen mußte, wandte er sich auch der alten Hofpoesie, der Spruch-

dichtung zu. Er verlieh ihr neuen Glanz, indem er sie in Bezug auf Strophik und Melodik dem Minnesang an die Seite stellte und ihr das Gebiet der politischen Dichtung eröffnete. Als Nachfolger des alten Hergêr erbte Walther auch dessen kulturelle Funktion: auch er tritt vor die Gesellschaft hin im Bewußtsein zum Kulturträger, zum Lehrer und wo nötig zum Richter der Welt berufen zu sein. Auch Walther wird zum „Biologen“; es liegt ihm ob den Weg zu weisen, der ohne Schaden für Ehre und Seele aus den Wirrnissen des Lebens hinausführt.

In diesem Zusammenhang ist der älteste Spruch 8,4 bemerkenswert, der das Selbstbildnis Walthers in seiner Funktion eines Spruchdichters enthält. Von ihm, dem Weisen, wird verlangt, daß er Rat erteilt, wie man zu den höchsten Werten des Lebens gelangen kann. Das Thema des Spruchdichters „wie man zer werlte solte leben“ beschäftigt ihn, er muß aber gestehen:

„deheinen rât kond ich gegeben.
wie man driu dinc erwürbe
der keinez niht verdürbe.“

Unter diesen „driu dinc“ sind zwei Diesseitswerte: *êre* und *varnde guot*. Es ist schon oben bemerkt worden, daß unter dem Begriff *êre* die Geltung verstanden werden muß, deren jemand sich in seinem Umkreis erfreut, sozusagen der Nimbus, der ihn in den Augen der Umwelt umstrahlt. Dieses Ansehen wird durch musterhaftes Handeln erworben, wozu vortreffliche persönliche Eigenschaften befähigen. Unter diese gehört an erster Stelle die *milte*, die Gebefreudigkeit, die eine standesgemäße Führung des Haushalts und die Bewirtung der Gäste ermöglicht. Um die Person des Herrn, sei es zu Hause in der Burg, sei es draußen in der Welt, soll seine *milte* eine sorgenlose Sphäre schaffen, die einen jeden die Not des Lebens vergessen macht; die *êre* gestaltet den sonst so drückenden Alltag zu einem Fest. An einem Hof, wo die Ehre gewahrt wird, interessiert man sich für die tieferen Fragen des Lebens, hier findet der Spruchdichter seinen Wirkungskreis. Bei dem Wort *êre* kann sich die Vorstellung von einem auf die höchsten Ideale gerichteten Streben, aber auch die von einem freudig bewegten gesell-

schaftlichen Leben einstellen; es kann sowohl idealistische Gesinnung wie glänzendes Weltleben bezeichnen.

Es mag Verwunderung erregen, daß dem Dichter auch das Gut als begehrenswert erscheint, freilich nicht der Besitz schlechthin, sondern das „varende guot“. In dem Schwabenspiegel wird der Begriff varnde guot erklärt: daz varnde guot heizet: golt und edel gestein unde vihe unde ros unde alles daz man getriben unde getragen mag unde phantschaft¹⁾; mit dem varnde guot wird der Aufwand des Lebens bestritten. Hergêr rühmt an Wernhart, daß dieser „al sîn guot“ von Geburt an verteilte, alles der Ehre opferte, eine idealistische Gesinnung, wie sie nur in einer agrarischen Zeit möglich war. Es zeugt von Walthers Wirklichkeitssinn, daß er den Anforderungen seiner eigenen Zeit Rechnung trägt, in der sich das Kapital schon Geltung verschafft hatte. Der Besitz des varnde guot verbürgt die Weiterführung des glänzenden Lebens und verleiht also dem Besitzer die finanzielle Unabhängigkeit; daher heißt es bei Walther 8,14 êre unde varnde guot, daz dicke einander schaden tuot.

Höher aber als die Diesseitsgüter steht Gottes Huld: das beseligende Gefühl in Gottes Schutz zu leben mit der Sicherheit, nach dem Tode die ewigen Freuden zu genießen. Wer diese drei Werte vereint besitzt, erfreut sich eines durch Gottes Gunst beseligten, finanziell gesicherten Lebens auf den Höhen der Menschheit. Zu einem solchen Menschen und Gott wohlgefälligen Leben will Walther als Spruchdichter den Weg zeigen, aber angesichts der zerrütteten Zustände im Reich läßt sich nicht an die Verwirklichung dieses Ideals denken; erst müssen Pax und Justitia wieder in ihre Rechte eingesetzt werden.

In den folgenden zwei Sprüchen tritt Walther als „Biologe“ hervor: „ich hörte ein wasser diezen und sach die vische fliezen, ich sach swaz in der werlte was...“ und: „Ich sach mit mînen ougen man unde wîbe tougen, daz ich gehörte und gesach swaz iemen tet, swaz iemen sprach.“ Der „Biologe“ hört schärfer und blickt weiter als andere Menschenkinder. Vor ihm gibt es keine Geheimnisse, und wie Hergêr an dem Hundestreit seine Lehre veranschaulichte, so weist Walther auf die Ordnung im Tier-

¹⁾ Dieffenbacher, Deutsches Leben S. 58.

reich, um den Ruf nach einem Reichsoberhaupt zu rechtfertigen. Nicht nur in Bezug auf die Wertschätzung des guot, auch was die Regeln für den Gebrauch des guot betrifft, huldigt Walther den modernen Anschauungen, wie wir sie zuerst bei Werner von Elmendorf finden. In dem Spruch 22,33 der unter dem Einfluß des Winsbeken steht, erteilt er der jungen Welt den Rat, sich nach dem Prinzip der mâze zu richten: Ausgaben und Einnahmen sollen sich das Gleichgewicht halten; in beide Schalen der Wage soll das rechte Gewicht gelegt werden. Auf der einen Seite wird eine genaue Berechnung der Einnahmen verlangt (ein rehtez lôt), auf der andern Seite müssen die Ausgaben entsprechend geregelt werden:

leg ûf die wâge ein rehtez lôt
und wig ouch dar mit allen dinen sinnen,
alsô diu mâze ie gebôt.

Voll Mißtrauen schaute Walther auf die wachsende Bedeutung des guot, des Kapitals. Mit Schrecken nahm er wahr, wie es alle in seinen Bann riß, und wie es das sittliche Gefüge der Welt lockerte: Der Machtsreichtum wurde zur Reichtumsmacht (Sombart); das guot maßte sich die Rechte an, die bisher die Ehre besessen hatte. So 31,13, wo der Dichter als „Biologe“ vor das Publikum tritt: das ganze Gebiet deutscher Zunge hat er bereist, überall hat er auf die Lebensführung der Menschen geachtet, und als Summe seiner Lebenserfahrung muß er erklären: diu meiste menege enruochet wies erwirbet guot. Das ist kein Gemeinplatz, wie Wilmanns meint, sondern tief empfundene Zeitklage. Mit Ingrimme sah Walther die verheerende Wirkung des Kapitals; bildet doch der Übergang aus der Naturalwirtschaft in die Kapitalwirtschaft eine zwar allmählich sich vollziehende, aber das ganze Leben und der Menschen gegenseitige Beziehungen umgestaltende Revolution. Daß dabei übermächtige ökonomische Gesetze wirkten, erkannte man nicht. Daß jemand als weise gelten soll, der rücksichtslos nach Besitz strebt und mit Hülfe des Kapitals zu wirtschaftlichem Aufschwung gelangt, blieb Walther unverständlich. Er glaubt 22,18, daß ein Urteilsfähiger ihn vielmehr als Toren erkennen wird.

„Der Weise strebt nach Gottes Huld und Ehre, der Tor hält das
guot für das Höchste.“

Der wîse minnet niht sô sêre,
alsô gotes hulde und êre:
sîn selbes lîp, wîp unde kint
diu lât er ê er disiu zwei verliese.

Es ist bemerkenswert, daß Walther hier das Gebot der Hin-
gabe alles Irdischen, das sonst nur für das religiöse Ideal gilt,
auch mit auf die Ehre bezieht. Eine derartige Glorifikation der
Ehre begegnet auch 32,32 (edel Kerendære... marterære umbe
êre), wo die Opferfreudigkeit für die Ehre der für Gott gleich-
gestellt wird.

Kein Wunder, daß der Dichter mit einer Welt hadert, die
nicht mehr wie früher das Bild glanzvoller Geselligkeit, der êre,
bietet.

21,16 waz êren hâst uns her behalten?
nieman siht dich frôiden walten,
als man ir doch wilent pflac.

Es ist, als ob die freigebig Gesinnten irgend eine Schuld auf
sich geladen hätten, so wenig Ansehen genießen sie jetzt im
Vergleich mit denen, die knauserig ihren Reichtum zu vermeh-
ren streben.

wê dir, wes hânt diu milten herze engolten!
für diu lopt man die argen rîchen.

Dem Dichter gebricht es, wie er sagt, an Worten den schand-
vollen Zustand der Welt zu schildern:

triuwe unde wârheit die sint nû bescholten,

die alte natürliche Verbundenheit der Welt mit den „miltten
herzen“, die „triuwe“ wird damit beschimpft, auch die Wahr-
heit, da man Unwürdige lobt.

Verständnislos steht der Dichter der neuen Welt gegenüber. Er
weiß die wirtschaftlich Tüchtigen nicht zu würdigen, denn nach
seiner Meinung verdienen nur diejenigen Lob, die dem alten
Ideal huldigen. Voll bewunderung rühmt er den „miltten“ Welf,
der in Wahrheit, wie Wilmanns bemerkt, ein verschwenderi-

scher und untätiger Mann war. Unter diesem Gesichtspunkt haben wir auch die bekannte Stelle 24,10 zu betrachten:

bereitet is daz velt, verhouwen ist der walt.

Aus der landschaftlichen Umwandlung spricht die moderne ökonomische Zeittendenz, die der ihm lieben alten Welt den Untergang bereitet hat¹⁾.

Es ist die Tragik im Leben des Spruchdichters, daß trotz seines Wirkens die Welt in immer steigendem Maße dem alten Ideale untreu wird und auch die Zukunft keine Besserung verspricht. Anknüpfend an das Traumgesicht Nebukadnezars 23,13 schildert er düster und voll Ingrim die Zukunft:

der tiefel wær mir niht so smæhe
køme er dar, dâ ich in sæhe
sam des bæsen bæser barn.

Er hofft, daß die „bæsen“ ohne Erben bleiben mögen und richtet zum Schluß an Gott das Gebet:

daz tugendeløser hêrren werde iht mêre
daz solt dû, hêrre got, bewarn.

Es ist durchaus zu verstehen, daß man Walther, den Berater und Erzieher der höfischen Gesellschaft, als Pädagogen für die Jugend herangezogen hat. Von einer derartigen Tätigkeit legt das in der Form des Palindroms gedichtete Lied 87,1 „nieman kan mit gerten, Kindes zuht beherten“ Zeugnis ab; auch andere Sprüche weisen auf ein derartiges Amt unseres Dichters: z.B. 85,17:

Swær an des edeln lantgrâven râte sî,
dur sîne hübscheit, er sî dienstman oder frî,
der mane in umb mîn lêren, sô daz ich in spûr dâ bî.
mîn junger hêrre ist milt erkant, man seit mir er sî stæte,
dar zuo wol gezogen: daz sint gelobter tugende drî:
ob er die vierden tugent willeclîchen tæte,
so gienge er ebene und daz er selten missetræte;
wær unsûmic. sûmunge schât dem snit und schât der sæte.

¹⁾ Für die Richtigkeit dieser Anschauung spricht die Parallelstelle bei Bruder Werner auf die unten aufmerksam gemacht wird.

Ohne Zweifel ist der Spruch aus der Ferne gesandt, und Walther beruft sich hinsichtlich der Eigenschaften des jungen Landgrafen auf Hörensagen¹⁾), aber man braucht daraus durchaus nicht zu schließen, daß eine nähere Bekanntschaft Walthers mit dem jungen Herrn nicht bestanden hätte, vielmehr entspricht es der Tatsache, daß Walther mehr als einmal eine gastliche Aufnahme am Hof des Vaters gefunden hatte, ja er nennt sich sogar 35,7 „des milten lantgräven ingesinde“. Auch Wilmanns äußert diese Meinung²⁾): „Ludwig war im Jahre 1200 geboren, und Walther hatte also viel Gelegenheit ihn zu sehen und kennen zu lernen; erst in seiner Heimat, später auf Reichstagen.“

Wodurch dieser Spruch veranlaßt wurde, in welcher Angelegenheit oder bei welchen Gelegenheiten der junge Landgraf gegen die vierte Tugend gesündigt hatte, dafür haben sich keine Anhaltspunkte finden lassen. Die Art der Beziehung zwischen Walther und dem jungen Grafen, wie sie in dem Spruch zu Tage tritt, läßt auf ein früheres Verhältnis von Erzieher und Zögling schließen; nur dann versteht man „mîn junger hêre“ erst recht. Durchaus logisch scheint mir die Auffassung, daß es sich um den vier Tugenden um eine Rekapitulation der früher erteilten Lehren handelt, denn an die schon befolgten drei Lehren braucht der junge Herr nicht mehr gemahnt zu werden; Walther wiederholt sie nur, weil sie zum Aufgabenkreis seines früheren „lêrens“ gehörten.

Auch die alte schon von Daffis aufgestellte, auf dem Spruch 84,22 beruhende Annahme, daß Walther als Erzieher des jungen Königs Heinrich aufgetreten sei, wurde trotz anfänglicher Zustimmung später nachdrücklich zurückgewiesen, so z.B. von Burdach³⁾), jedoch ohne eigentliche Begründung. Auch Wilmanns verhielt sich ablehnend: „die romantische Anschauung wird aber wohl niemand mehr hegen“; in der Anmerkung II 286 bringt Wilmanns einige Gründe vor; „mir ist es undenkbar, daß ein Mann wie Friedrich II. einen fahrenden Sänger zum Erzieher seines königlichen Sohnes sollte berufen habe. Wir ken-

¹⁾ Wilmans-Michels, Leben II Nr. 268 (Rieger ZfdA 46,385).

²⁾ a.a.O. S. 175.

³⁾ Walther I S. 88.

nen die Personen, welche mit der Sorge um Heinrich betraut waren, aus historischen Quellen; der berühmte Sänger wird nirgends unter ihnen genannt." Aber Wilmanns zeigt sich damit selbst in jener anderen „romantischen" Auffassung befangen, zufolge der die gesellschaftliche Stellung des Spruchdichters als eines fahrenden Sängers tiefer herabgedrückt wird als es der Wirklichkeit entsprach. Die Tatsache, daß Walther in den historischen Quellen nicht erwähnt wird, sollte nicht allzu schwer ins Gewicht fallen. Es wird gewiß keiner die hervorragende politische Bedeutung Walthers im Dienste der Reichsidee leugnen, aber welches historische Dokument legt Zeugnis davon ab? Feststeht jedenfalls, daß Walther zu der wichtigsten Person „dem alleinigen und einzigen Gubernator" dem Erzbischof Engelbert von Köln in freundschaftlicher Beziehung stand. Warum sollte es nicht möglich sein, daß Walther nach Friedrichs Abreise von Engelbert die Aufforderung erhielt die Sorge für die Charakterbildung — nicht für die politische Ausbildung — des jungen Fürsten zu übernehmen, und daß Friedrich II durch das Übersenden der Kerze 84,30 seiner Genehmigung des Dienstverhältnisses symbolischen Ausdruck verleihen wollte?

Von den drei Sprüchen im Heinrichston beziehen sich ohne jeden Zweifel zwei auf Angelegenheiten um den jungen König; auf Heinrichs Ehe 102,15 und auf die Zustände während seiner Regierung 102,1; sogar Wilmanns findet es unter diesen Umständen ganz natürlich, daß auch der dritte Spruch 101,23 auf Heinrich zielt. Will man aber Walthers erzieherische Tätigkeit leugnen, so wäre der Spruch, wie es Burdach (S. 88) getan hat, allegorisch zu deuten: „Doch mag man das „selbwahsen kind" 101,23 zunächst allegorisch auf allgemeine Zustände deuten; nicht zwar mit P. Walther (Germ. 30,310 ff) auf die Jugend, sondern auf die höfische Gesellschaft und höfische Kunst, wie sie sich unter der Teilnahme der jungen Generation, insbesondere wohl des Königs Heinrich entwickelt hatte." Zu einer allegorischen Deutung aber ist dieser Spruch kaum geeignet, dazu trägt die in ihm geschilderte Situation zu viele individuelle Züge. Wie vortreflich paßt das hier entworfene Charakterbild des Kindes auf den späteren König Heinrich!

Es hängt mit dem Begriff der Ehre zusammen, daß der mittelalterliche Mensch dem öffentlichen Lob, dem Ruf, großen Wert beimißt. Mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse konnte es den Mächtigen nicht gleichgültig sein, wie das Gerücht über sie urteilte. Die Aufgabe, Lob oder Tadel zu spenden und zu verbreiten, fiel dem Spruchdichter zu, der ja als Autorität in Fragen der Lebensführung galt; auch in Walthers Sprüchen gibt es viele Stellen, wo ein Urteil über vornehme Personen von ihm ausgesprochen wird, wobei oft das persönliche Interesse des Dichters eine Rolle spielt. Als Grundgedanke des Spruchdichters gilt es aber nur den zu loben, der es wirklich verdient, nämlich den, der standesgemäß lebt und nicht am Besitz hängt. Der wirtschaftlich Tüchtige, der fleißig und sparsam seinen Besitz zu vermehren strebt, kann vom Spruchdichter nicht gewürdigt werden. Das *guot-vür-êre-nemen*, das Loben um der Gabe willen, nimmt anscheinend erst nach Walther überhand. Zwei Sprüche aber weisen doch bedenklich in diese Richtung: Walther empfiehlt sich 80,27 dem Grafen von Katzenellenbogen, indem er betont, daß ein „meister“ ihn besser „ze mære bringen“ könne als tausend Geigenkratzer, „tæt er den hovewerden baz“. 80,35 berichtet er, der Graf habe ihm einen Diamanten geschenkt und fügt hinzu: *âne bete wart mir diu gâbe sîne;* die erwartete Lobrede auf den Grafen folgt dann auch prompt:

80,27 Ich bin dem Bogenære holt
 gar âne gâbe und âne solt:
 er ist milte, sowie klein ichs genuize.
 so nieze in aber ein Pôlân alde ein Riuze:
 daz ist allez âne minen haz.
 in bræhte ein meister baz ze mære
 danne tûsent snarrenzære,
 tæt er den hovewerden baz.

80,35 Den diemant den edelen stein
 gap mir der schænster ritter ein;
 âne bete wart mir diu gâbe sîne.
 jô lob ich niht die schône nâch dem schîne:

milter man ist schœne und wol gezogen.
man sol die inre tugent ûz kêren:
sô ist daz ûzer lop nâch êren,
sam des von Katzenellenbogen.

Beachtung verdient Wilmanns Bemerkung, daß Walther „den vor und nach Walther in Lobsprüchen beliebten Effekt, den Namen des Besungenen erst am Schluß zu nennen, nur hier ausübt.“

Walthers politische Dichtung findet nach meiner Meinung ihren Ausgangspunkt in der wohl traditionellen Berater- und Vermittlertätigkeit des Spruchdichters, da wo es galt die Interessen des Gönners zu vertreten. Wer hätte sich zu diesem Amt auch besser geeignet als der Mann, der es als seine Aufgabe betrachtete, die Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen, ihre Charaktere und ihr Streben zu erforschen? Und nun gar ein so vielseitig begabter Dichter wie Walther! Deutlicher als auf dem Gebiet der Reichspolitik wird uns diese Funktion in den Beziehungen zu den deutschen Fürsten klar, und ich denke hier an erster Stelle an sein Verhältnis zu Dietrich von Meißen. „In welchem Jahre Walther nach Meißen gekommen ist, wie lange er dem Markgrafen gedient hat, läßt sich nicht bestimmen“, sagt Wilmanns¹⁾. Wir haben oben erwähnt, daß Walthers Bohnenlied und Wicmanspruch zu Anfang seines Meißener Aufenthaltes gedichtet wurden. Nimmt man an, daß Strophe 18,15, die in A und C unmittelbar auf den Wicmanspruch folgt, nicht zu lange nach jenen beiden Sprüchen gedichtet wurde, so haben wir in ihr das erste literarische Zeugnis zu sehen, das Kunde von des Dichters Verhältnis zu Dietrich gibt. Und wenn Wilmanns mit seiner Annahme Recht haben sollte, daß im allgemeinen Sprüche desselben Tones nicht zu weit auseinander liegen²⁾, so wird, da die ersten zwei Sprüche des 2. Philippstones 16,36 und 17,11 nicht später als in das Jahr 1207 (Wilmanns) gesetzt werden, Walther nicht viel später nach Meißen gekommen sein. Strophe 18,15 läßt vermuten,

¹⁾ Wilmanns-Michels, Leben S. 177.

²⁾ a.a.O. S. 165.

daß Walther die Gunst und die Wertschätzung des Markgrafen genoß. Als dieser daher in Franken mit Ludwig von Baiern zusammentraf, rühmte er Walthers Fähigkeiten und Begabung; darauf gab Ludwig für Walther eine Kerze mit als Zeichen seiner Huld und wohl mit Rücksicht auf Vermittlerdienste, die der begnadete Dichter ihm vielleicht später einmal leisten könnte.

Mit Strophe 11,30 begrüßt Walther Kaiser Otto, als dieser geschmückt mit der Kaiserkrone, aber zugleich mit dem Fluch des Bannes beladen, aus Italien zurückgekehrt war und im März 1212 in Frankfurt seinen ersten Reichstag hielt (Wilmanns). Walther war wohl im Gefolge des Markgrafen nach Frankfurt gekommen, in dessen Diensten er stand und den er beim Kaiser zu schützen suchte.

12,1 die fürsten sint iu undertân
sie habent mit zühten iuwer kunft erbeitet.
und ie der Mîssenære
derst iemer iuwer âne wân:
von gote wurde ein engel ê verleitet.

Lesen wir Wilmanns Schilderung von der Treulosigkeit der Fürsten, so staunen wir über das gute Leumundszeugnis, das Walther ihnen ausstellt; er tritt hier eben als Anwalt der Fürsten, insbesondere des Markgrafen auf, deren böse Sache er nach besten Kräften verteidigt und gebraucht mit Rücksicht auf seinen Gönner das Bild vom treuen Engel, wie auch sonst in seiner politischen Dichtung alle Saiten der mittelalterlichen Psyche mit Virtuosität angeschlagen werden.

Daß es nicht so sehr die dichterische Meisterschaft war, die den Markgrafen an Walther interessierte, als vielmehr seine Einsicht und Dienste in politischen Angelegenheiten, beweisen die spätere Sprüche 105,27 und 106,3, die wahrscheinlich in dieselbe Zeit gehören wie der in demselben Ton gedichtete Spruch 105,13, der von Lachmann in das Jahr 1215 gesetzt wird. Das Verhältnis zu Dietrich hatte sich geändert. Die Zeit, wo der Markgraf Walthers Fähigkeiten rühmte, war dahin.

106,3 Ich hân dem Mîssenære
gefûeget manec mære
baz danne er nû gedenke mîn.

Und nun lüftet der Dichter im Unmut über Dietrichs Undankbarkeit ein wenig den Schleier, der über Walthers Tätigkeit in Meißen gebreitet liegt:

106,6 was sol diu rede beschœnet?
 môht ich in hân gekrœnet
 diu krône waere hiute sîn.

Diese Zeilen enthüllen uns die ehrgeizigen Pläne, mit denen der Markgraf sich damals trug; ob dabei die böhmische Krone oder die Kaiserkrone gemeint ist, läßt sich nicht mit Sicherheit aus diesem Spruch entnehmen. Lachmann¹⁾ glaubt, daß es die böhmische Krone sei, aber in dem von ihm zitierten Gedicht des Tannhäuser, in dem Walthers Äußerungen über Dietrich einen Widerhall finden, obwohl das Lob Dietrichs auf seinen Sohn Heinrich übertragen wird, heißt es: er sollte des riches krône tragen. Jedenfalls waren es politische Angelegenheiten, für die der Markgraf Walthers Rat und Hilfe in Anspruch genommen hatte. Auch die folgenden Zeilen werden nun verständlich:

 het er mir dô gelônet baz
 ich diente im aber eteswaz:
 noch kan ich schaden vertriben.

„Bessere Belohnung würde mich bewegen ihm wieder bei Gelegenheiten zu dienen: denn auch jetzt noch vermag ich Schaden abzuwenden.“

Aus obigen Betrachtungen ergibt sich, daß Walther nicht nur wie Hergêr der höfischen Gesellschaft als pädagogischer Berater dient, sondern auch als Erzieher der Jugend auftritt. Auf das Lob eines so hervorragenden Sachverständigen wird großer Wert gelegt; daher bilden die Lobsprüche auf vornehme Herren für unsren Dichter eine besondere Einnahmequelle. Auch fühlt er sich zum politischen Berater und Vermittler berufen und leistet in dieser Funktion den Gönnern wertvolle Dienste.

¹⁾ Lachmann-von Kraus, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, Anm. zu 12,3.

Bruder Werner.

Wenn Walther als Laudator acti temporis voll Pathos gegen die neue um sich greifende kapitalistische Zeittendenz ankämpft, so steht ihm das Bild einer glücklicheren Vergangenheit vor Augen, in der der Adel, noch nicht durch die Sucht nach materiellem Gewinn verderbt, an den Höfen ein glanzvolles Leben entfaltetete und auch dem Spruchdichter, dem Künster einer vorbildlichen und klugen Lebensführung, gern eine gastlichte Aufnahme gewährte. In den Anforderungen, die Walther an das ökonomische Verhalten der Herren stellte, trug er aber insofern den neuen Lebensbedingungen Rechnung, als er den Gebrauch des *guot* unter das Prinzip der *mâze* stellte. Die nachwalthersche Spruchdichtung hält, solange wie es ihr möglich war, an dem alten Gebot der uneingeschränkten Liberalitas fest, dem alten Ideal der Lebensführung, dem auch Wernhart von Steinberg huldigte, der nach Hergêr niht vor den êren versparte. Inzwischen hatten sich aber die Zeiten geändert, und das Kapital hatte sich schon Geltung verschafft, indem es alle, auch die Herren, die in ihrem Herzen die alte idealistische Gesinnung ehrten, in seinen Bann zwang. Die Zahl der Getreuen, die auf des Spruchdichters Worte hörten, schrumpfte immer mehr zusammen. Und je mehr sich die Kluft zwischen dem von dem Spruchdichter verkündeten Ideal und den Anforderungen des praktischen Lebens erweiterte, um so fanatischer schleudert er der Welt seine bitteren Anklagen entgegen, indem er glaubt, daß es nur von dem guten Willen der Herren abhinge, eine bessere Zeit heraufzuführen. Endlich muß vor dem Drang der allmächtigen ökonomischen Gesetze das alte Kulturideal weichen, dessen Wert erst bezweifelt, dann aber ganz geleugnet wird. Es ist die Tragik im Leben des Spruchdichters, daß er trotz seines felsenfesten Glaubens an die Gültigkeit seines Ideals die Erfahrung machen muß, daß seine Worte ungehört verhallen und er der Welt zum Spott wird. Mit dem Schwinden seines Ansehens steigt die Sorge um seine materielle Existenz, und damit büßt er seine menschliche und dichterische Würde ein.

Wie günstig das literarhistorische Urteil über Bruder Werner lautet, geht schon daraus hervor, daß er als Erbe der walther-

schen Kunst gilt. „Er ist von allen Spruchdichtern,“ sagt H. Schneider, „der kraftvollste, ein wirklich bedeutender Poet, sprachmächtig und anschauungsreich, eine Persönlichkeit von ernster Festigkeit und starkem sittlichen Pathos¹⁾.“ Aber Schneider glaubt das Lob sofort wieder einschränken zu müssen: „Die Vornehmheit Walthers erreicht er nicht mehr ganz, wenn er ausruft: „Niemand soll sein Gut vor mir sparen!“ so liegt darin eine Drohung des wirkungssicheren Poeten an die gebeunlustigen Herren.“

Da dieser Vorwurf für die ungerechte Beurteilung Bruder Werners, ja der Spruchdichter überhaupt, charakteristisch ist, scheint es mir, mit Rücksicht auf eine richtige Erfassung seiner kulturellen Bedeutung, erwünscht, an Hand des Spruches, dem obiges Zitat entnommen ist, die Grundlosigkeit des von H. Schneider vorgebrachten Tadels darzutun.

Jenaer Liederhs. III,64 (MSH. 2,235a, Schönbach WSB 14, VII,89):

Nieman sol guot vur mir versparn!
 Sit daz ich gedenke vil der jare,
 han ich der lande vil durchvarn;
 so ken ich ouch der dorfe deste mere;
 ich kan ouch deste baz gesagen,
 wamit der man verliuset wirde und ere.
 Swa ich daz indert muoz verdagen,
 daz vromet vur scanden niht kegen eime hare.
 Ich wil ouch unverworfen sin;
 der wile unde ich geroren mac die zungen,
 so tun ich mit gesange schin,
 ob ich ein schelten pruben kan den alten und den jungen.
 Ich meine die alten die mit scanden haben gelebt von
 kindes iugent,
 darzuo mein ich die jungen, die da wassen ane tugent.

Dieser Spruch, der wohl in das reifere Lebensalter des Dichters gehört, erinnert an Walther 31,13. Dort schildert dieser, nachdem er das ganze Gebiet deutscher Zunge durchreist hat, auf Grund seiner Beobachtung der Menschen den verderblichen Siegeszug des guot. Vergleichen wir die beiden Sprüche mit ein-

¹⁾ H. Schneider, Heldendichtung S. 446.

ander, so finden wir bei Walther in Darstellung und Beobachtung eine größere Objektivität verbunden mit einem ergreifenden Pathos und Gedanken, die sich aus der Natur des dichterischen Stoffes selber ergeben. Bruder Werner dagegen erscheint als ein fanatisch-treuer Diener seiner Idee, die ihn vollkommen beherrscht, die ihn keinen Augenblick in Ruhe läßt, und die er, soweit sein Einfluß gilt, als einzige Herrin anerkannt wissen will. Diese Idee ist in dem drohenden Ausruf „Nieman sol guot vur mir versparn“ ausgedrückt. In dem ganzen Spruch findet man aber keinen einzigen Anhaltspunkt für die Annahme, daß der Dichter an sein persönlich-materielles Interesse denkt, vielmehr droht er nur mit der Zuchtrute seiner Schmählieder, um von den Herrn die Befolgung der alten Vorschrift des „niht vor der êre sparn“ zu erzwingen, damit sie ihre vorzügliche Art und ihr Ansehen behalten.

Wer knauserig lebt, verliert die êre, aber auch gotes huld, denn wer den Armen nicht spendet, übertritt Gottes Gebot; daher fällt derjenige, der nicht um Gottes und der Ehre willen zu spenden bereit ist, der Verachtung der Menschen und der Hölle anheim.

Dieser Kerngedanke Wernerscher Sittenlehre erscheint natürlich in vielen Sprüchen. Besonders interessant ist in dieser Beziehung Schönbach 17, J43, C9, A1, wo der Dichter als Antwort auf die Frage, was er tun würde, wenn er auch zu den Reichen gehörte, seinen idealen Standpunkt folgendermaßen zum Ausdruck bringt:

Ich weiz der herren manigen, ob ich het ir eines guot,
ich welt ouch verre baz wen er vur scanden sin behuot,
ich welt ouch baz die sele vur des tiubels bande nern,
ich wolt ouch varendeiz guot durch got und ouch um ere zern.

Nur wer in einer dem Ideal des Dichters entsprechenden Art sein Leben führt, dem wird das Lob des Dichters zuteil, aber nicht dem, der aus Sparsamkeit die Lebensfreude verschmähend sich der Sünde und der Schande ergibt. Der Dichter wird nicht müde, immer wieder die Unabhängigkeit seiner Gesinnung zu betonen. Als typisches Beispiel dafür möge Schönbach 69, J49, MSH 3,18a folgen:

Lobete ich die richen bosen und ir sundechlichez guot
 wa were denne komen hin min unverzageter muot?
 Ich wil in nach ir wirde gerne singen minen sanc
 unde wil mit lobe die milten kronen sunder valschen wanc.
 die hochgelobten biderben suln mir des immer wizen danc,
 daz ich min lop im gar versage, swer lesterlichen tuot.
 Waz sol ir lib, waz sol ir leben,
 waz sol in richer hort,
 ich meine die nach sunden unde nach houbetscanden streben;
 die selben sin verlorn hie und dort.
 Ir ere gernden minnet got und lazent bliben wernden haz;
 sit des gewis daz got guoter milter liute nie vergaz.

Das Ziel der „kunst“, der rechten „kunst“ ist den wirklich „milde“ gesinnten Herrn zu loben, der diese Gesinnung nicht nur gelegentlich zur Schau trägt. Und die Kollegen des Sängers, die aus Schmeichelei den Schlechten loben, werden gerügt. Nur in einem Spruch Schönbach 11, C18 spricht Bruder Werner über diese seine „kunst“ (in Schönbach 39, C30 hat Schönbach mit Unrecht „kunft“ in „kunst“ geändert, in Schönbach 70, J51 findet sich „künsterichen“).

Ich han so vil gesungen, daz maneger nu geswüere wol,
 ich hete gar gesungen uz; ich han noch ganze winkel vol
 der kunst, diu recht an singen zimt, als ich si bringe vür.
 Ich wolde e gar swigen, e ich niemer me gesunge niht,
 e daz ich schande also verswige, der leider alze vil geschiht
 und daz ich minen süezen spruch an valscher milte vlür.
 durch vorhte maneger swigen muoz
 der ouch durch losen lop den argen singet.
 dem selben wirt ze lone kume ein danken und ein valscher gruoze
 swer toren fröit und ir gemüete ringet.
 Ich bin vil dicke alsam gefröit, darnach ze truren mir geschah,
 do mir niht baz gelonet wart und ich doch lob mit triuwen sprach.

In Schönbach 45, J8 gewährt uns der Dichter einen Blick in seine Werkstatt, indem er klagt, wie schwer es sei, so zu singen, daß Mißverständnisse bei den Herren ausgeschlossen sind. Er laufe Gefahr, daß das Lob als Schmeichelei, die Gleichnisse als Spott, seine Ermahnungen als Schmähworte aufgefaßt werden. Die gutgesinnten Herrn wüßten, daß die rechten Sänger

guter Sitten sind. Von den andren, die den Dichter mißverstehen, wendet er sich ärgerlich ab, und wenn diese ihm feindlich gesinnt sind, so ist das nicht seine Schuld:

Wie sol ein singer sich bewarn
sint man die lob vur smeichen hat
und ouch diu bispil vur ein spot, sin twingen vur schelten zelt?
Swelich herre sich des niht an lat
der mac mit eren wol gevarn;
dem sint ouch singer gute zuht, ob er die rechten welt.
Waz weiz an sime herzen der,
der mir min lob ze losen giht,
min twingen z'eime schelten?
Der wil, daz er min, unde ich sin, ze vriunde enber.
Daz solte er of den holten slan, wes lezt er mich engelten.
Got weiz daz wol, daz ich den biderben guotes noch
daz ich daz niht durch losen tete, ich wande ich ^{gesprochen han,} hete reht
unde wol getan.

(In der 3. Zeile ist das metrisch störende „vur“ nach „twingen“ zu streichen: vgl. Jen. Liederhs. I „krist zelt sie sine zarten“).

Es ist begreiflich, daß mancher, dem die Worte des Dichters un bequem waren, sich ärgerte und ihm zu schaden suchte. In einigen Sprüchen sucht der Dichter diesen Haß zu erklären, so z.B. in Schönbach 26, J6, C25, wo er sein Verhältnis zu dem ihn hassenden Herrn unter dem Bilde eines braven Ehemanns darstellt, den die Frau nicht leiden mag, weil sie sich einem unsittlichen Lebenswandel hingibt. In Schönbach 66, J46 betrachtet sich der Dichter als den guten Vater, der von seinem Kinde wünscht, daß „er were vur sunden und vur scanden vri“, und er meint nun, weil zwischen ihm und dem Herrn, die Verwandtschaft keine Rolle spielt, umso eher auf Wohlwollen rechnen zu dürfen. In Schönbach 70, J51 wird der Knauserige, der statt nach Gottes Gebot den Armen zu spenden nur seinen Schatz zu vermehren sucht, als ein Dieb dargestellt, der Angst vor dem Schergen hat, mit dem natürlich der Dichter gemeint ist.

Wie verhaßt der Karge unter den Menschen ist, schildert uns der Dichter u.a. Schönbach 72, J53: Weib und Kind wünschen seinen Tod herbei, den Verwandten ist er so verhaßt wie der beizende Rauch, der einem in die Augen sticht, die Dienerschaft schilt: „daz ist des tiubels spil, wa wil der zage mit sinem guote hin“, das fahrende Volk singt Schmähhlieder, und die Armen haben keine Ursache ihm zu danken.

Mit Vorliebe richtet Bruder Werner wie ein zorniger Prediger die Aufmerksamkeit auf die Todesstunde des Kargen, der sich auf Erden der Schande und der Sünde ergeben hat und nun als Diener des Teufels zur Hölle fahren muß, wie Spruch Schönbach 36, C36 zeigen möge:

Vers 7-14:

wie trüeget den sin kranker sin,
der sich den tievel lat alsus beschrenken,
daz er ze samene hordet guot,
daz uf in wuochert sunde unde da bi schande.
Wie we daz an dem ende tuot,
swenn erz berimpfen muoz, und er den kumber gerne wande!
so hat er sich versumet gar; sin spætiu riuwe im kleine vrumt,
swenn er ze helle porte in vur sinen meister kumt.

Der Dichter fühlt sich glücklich, wenn er das Lob musterhafter Herren verkünden kann, obwohl ihn dabei der Gedanke wehmütig stimmt, daß deren Zahl so gering ist. So feiert er in dem Spruch Schönbach 30, C22 den „tugentrichen“ Herrn von Orte, der in der Steiermark wohnt, indem er die Leute, die von dort kommen, nach seinem Wohlbefinden fragt und zu seiner Freude von allen hört, „er si der schande gar verheret und daz nu lützel ieman lebt, der sich im des genæhe, daz er so williche als er nach hohen eren strebe“; der Dichter fügt aber hinzu: „darnach zehant so wont mir sa ein truren bi, des ich vil lihte und ouch vil sanfte enbaere, und daz nu lützel ieman lebt die vri als er von schanden sin. Der vinde ich leider fünfe niht von ungerlant ze berge unz an den rin.“

Wie hier wird das gespendete Lob auch Schönbach 75, J58 vom Gerücht bestätigt, wo der Graf von Osterberc gerühmt

wird: „Her werket wol mit zuhten werdichliche werc. Er ist an tugenden und an rechter milte vunden. Des hore ich im die wisen und darzuo die besten ien. Er stiget of an werdicheit.“ Und in dem Streit der Sänger, wer der lobenswerteste der Herren sei, wird ihm der Preis zuerkannt. Dieses Thema des Sangerstreites wird in dem Spruch Schönbach 56, J31 recht wirksam ausgeführt, um das Lob des Herrn von Hiunenburc zu begründen:

Nu ratent alle die nu leben unde ouch bi guoten witzten sint,
in welchem lande vrouwe ere habe ein reine gebende kint,
daz niht wen milter werke phlege, baz dan ie milter man gephlac.
Als ich daz wort hie vur gesprach, do wart ein vil gemeine rof,
do riefen iene und dise: got milter herren nie geschof
den graben wilhalm von hunesburc, des ist der gernden ostertac!
Dar ne horet nuwen bieten zuo
die hende, swer sin guot entfahen welle.
Nu saget wer so groze milte in al der werlte tuo.
Swaz man der gebenden ieman vurgezelle,
des milten salatines hant gesete um ere nie so witen scaz
noch nieman der ie wart geborn, des si in al der werlde tratz.

In Schönbach 60, J37 weiß der Dichter das Interesse des Publikums dadurch zu wecken und zugleich die Wirksamkeit der Huldigung zu steigern, daß er nach der lobenden Schilderung eines Herrn die Frage stellt, wer wohl gemeint sei und dann noch erst auf den verkehrten raten läßt.

Der wile er ungenennet ist
ir muget wenen, ez si der kastellere —
nein, tzeware hern is es niht, her wirt genant in kurzer vrist
her heizet boppe und ist schanden lere,
von hinnenberc ist her geborn, das hust ist von al sulher art,
daz ez niht boser herren birt. Des hat ez sich unz her bewart.

Aber solche Herren sind seltene Ausnahmen. Viel zahlreicher sind die Sprüche, in denen wie bei Walther 23,11 der üble Zustand der Welt beklagt wird, besonders weil die Jungen sich noch schlimmer gebärden als die Alten. Interessant ist besonders Schönbach 12, J39, C20, wo das Mißtrauen des Spruch-

dichters gegen die neue ökonomische Zeittendenz zutage tritt, ganz wie bei Walther 124,10. Der Dichter schilt hier den Erben: „man siht in walde riuten, ouch siht man in bûwen breite velt“, also eine Parallele zu Walthers Klage 124,10: „bereit ist daz velt, verhouwen ist der wald.“

Swâ herren sterbent, daz ist schade, des möchte doch wol
werden rat,
wen daz ir sumelicher hie so gar unnutzen erben lat,
der guot vertirbet, des sich vil der guoten liute solden nern.
Man siht in walde riuten ouch siht man in buwen breite velt.
man grebt in silber unde gold diu strâze und aller wazzer gelt;
da dienet in da bi siht man sie scatz vil snodelichen zern.
So we mir, we der alter vlorn!
sit man der jungen siht so vil verzien,
unde immer we daz ich vur sumeliche han so vil gesworn.
Ich wante daz er welte um ere lien
ein guot den armen den die richen edelen helfe sculdich sint.
Ich wil den bosen nimmer klagen der uns hie let ein boser kint.

Ohne Zweifel hat bei manchem Herrn das neue wirtschaftliche Streben die eingeborene Neigung zur Kargheit verstärkt. Eine wichtige Einnahmequelle werden für unsern Dichter die Loblieder gebildet haben. Wir schwer wird ihm aber das Leben geworden sein, wenn er die Jungen folgendermaßen charakterisieren muß:

Schönbach 13 C 20,7-12:

Nach lobe ir etesliches muot
so vaste strebt, als ich iu wil bescheiden,
daz er niht anders bæte me wan: „habe din lop, lâ mir min guot!“
der wil sich minen süezen sprüchen leiden
vil gar, die wile unz ich ersihe, wiez im an werdekeit ergat.
Dar nach so singe ich lihte ein lop, daz nahe bi dem schelten stat.

Der Dichter will in diesem Spruch abwarten, wie es dem Herrn an „werdekeit“ ergeht, denn er, der Spruchdichter, ist wie kein andrer befähigt die Herren auf ihre Gesinnung zu prüfen und zu beurteilen, wie es um ihr Ansehen bestellt ist. Daher ist es erklärlich, daß der Spruchdichter bereit ist, einem Herrn, der

sich einen guten Ruf erwerben will, mit seinem Räte beizustehen. Und noch verständlicher ist, daß einem solchen Verhältnis in der Regel ein vorzeitiges Ende beschieden war, denn die Zeittendenz und des Spruchdichters Lehre vertrugen sich eben schlecht. In drei Sprüchen spielt der Dichter auf ein solches Verhältnis an.

Betrachten wir zunächst den Spruch Schönbach 64, J44. Hier stellt der Sänger das Lob des Herrn unter dem Bilde einer Flamme dar, die er entzündet hat und nun mit vortrefflichen Ermahnungen anzufachen sucht. Der Herr läßt aber die Flamme erlöschen; darüber ist der Spruchdichter so ärgerlich, daß er sich vornimmt, in der Folge an einer solchen Stelle keine Bemühungen mehr aufzuwenden. Den Mißerfolg führt er auf den Rat des „schalkes“ zurück — wohl des wirtschaftlichen Beraters des Herrn —, der sich nicht scheut sogar das „laster“ selber, mit welchem Worte wohl die Sparsamkeit (Knauserigkeit) gemeint ist, zu empfehlen.

Mir ist ein lob erluschen deme ich doch vil dicke zuo
mit guoten spruchen blete; ich wene ichz immer me getuo,
daz ich min lob entzunde da, da manz erleschen lat.
Ein milter man der solte ungerne volgen scalkes rat,
davon ein lob erleschet, daz in ganzer wirde stat.
Sie ne ratent anders niht den abent unde den morgen vruo
Nicht wen da laster von gescicht,
daz ratent sie vil gar.
Ein wip die misseraten hat, die ne gan irer tochter nicht
daz sie ane var mit willen wol gevar.
Sie seit ir vil der mere vur, wie sie in ir iugende habe gevarn.
Sam tuot ein scalk dem herren sin, den er vur tugenden wil bewarn.

Ähnlichen Inhalts ist der 2. Spruch Schönbach 62, J41, der offenbar als Fortsetzung von Schönbach 7, J36, C7 gedichtet wurde, denn in beiden Sprüchen wird für das Lob das Bild eines Hauses verwendet. Das Haus wird vom Besitzer vernachlässigt, ohne Dach und Spangen gelassen, d.h. der Herr hat sich um seine Ehre nicht bemüht und so allmählich sein Ansehen verloren. Der Spruchdichter, der als Sachverständiger herbeigerufen wird, hält es für unmöglich, daß einer das Haus wieder

in Stand setzen, nämlich den guten Ruf des Herrn wieder herstellen könnte. Seine Bemühungen würden keinen Erfolg haben: „swaz ich im niuwer nagele sla, wir sin damite doch gar betrogen“, denn „den man von iugent unz an sin alter in houbet-scanden siht, wie möchte ich den in erenwerche rihten.“ Und der Dichter schließt höhnisch:

„vurwar, so sult ir wizen daz ez sint verscamter koche kint unde scameloser muoter barn, die an tugenden so verweiset sint.

Schwerer zu deuten ist der dritte Spruch Schönbach 21, J55, C31, dessen Text in C starke Abweichungen von dem in J aufweist. Wie immer gibt auch hier Schönbach C den Vorzug, wie ich aber glaube mit Unrecht.

Swes lob vernagelt wirt, daz niht ein meister büezen kan dernellet an den eren, daz vil lichte ein kundich man, an siner wirde ein struchen spuret und ouch ein hinkent sciere, darnach ein vallen des er sich nimmer me sit erholt, ob man sinen eit zebrechen wil, daz er ungerne dolt. Ir sint in minem lobe me erhunken danne viere den starke nagele sint geslagen hin durch die tugent unde anderthalb verzwicket. Es ist ouch war, ich ne kan iu, weiz got, anders niht gesagen. waz man mit swinden worten da gebicket, sie sint an ganzer wirde und an den eren gar verlamet; phrut umme die andren, die sich haben an eren sus verscamet.

Zunächst einige Bemerkungen: „dernellet (durnellet = durchnagelt) an den eren“, will „swes lob vernagelt wird“ erklären, wie auch „ein kundich man“ das Wort „meister“. „Lob“ ist der gute Ruf des Herrn und wird mit ere, wirde und tugent variiert. „Eit“ erscheint hier in abgeschwächter Bedeutung wie „eiden = in Eid und Pflicht nehmen, Walther 95,8 (vgl. Wilmanns Anm.).

Das Lob wird hier als ein Pferd gefaßt, dem ein Hufnagel schlecht eingeschlagen ist, sodaß kein Hufschmied den Schaden zu bessern vermag. Ein Sachverständiger wird erst ein Straucheln bemerken, dann ein Hinken und wird ein Hinstürzen

voraussehen. Ein Herr, der seine Ehre dermaßen vernachlässigt hat, wird es trotzdem unangenehm finden, wenn man (der Spruchdichter) es ablehnt ihm weiter zu dienen. Der Dichter weiß aus seiner Praxis verschiedene Fälle aufzuzählen, in denen trotz seiner Bemühungen die Ehre des Herrn unwiederbringlich verloren gegangen ist, und er schließt mit einer bitteren Schmähung gegen alle, die schamlos leben.

In diesen drei Sprüchen tritt der Dichter als Sachverständiger auf, wo es gilt, sich durch geeignete Lebensführung einen guten Ruf zu erwerben. Er sieht es als seine Aufgabe an, den Herren in dieser Beziehung mit seinem Rate beizustehen. Gelingt es dem Spruchdichter einmal durch seinen vortrefflichen Rat („die guten sprüche“) die Gesinnung des Herrn in dem Maße zu beeinflussen, daß dieser einen guten Ruf gewinnt, so ist es der wirtschaftliche Berater, ein „schalc“, der den Herrn zur Sparsamkeit beredet, und der enttäuschte Spruchdichter nimmt sich vor in der Folge seinen Rat nicht wieder unnütz zu verschwenden. Denn von der Gesinnung des Herrn hängt der Erfolg des Spruchdichters ab. Ist diese so schlecht, daß der gute Ruf endgültig verloren ist, so helfen auch scharfe Ermahnungen des Spruchdichters, seine „swinden worte“ (sprüche C), nicht mehr.

Weil die Kluft zwischen Bruder Werners Ideal und der Zeit Tendenz unüberbrückbar war, und er außerdem keine schmiegsame Art besaß, wurde es ihm schwer sich durchzuringen. Manchmal mochte ihm das Wasser bis zum Munde stehen, wie sich aus dem Spruch Schönbach 55, J30 ersehen läßt, der vielleicht im Anschluß an Schönbach 60, J30 gedichtet wurde:

Wer helfet mir an siner stat, des helfe mir was vil gereit?
Ich lige sere in iamers bat. Wer wil durch sine werdeheit
mir helfen so, daz mir noch vreude werde baz bekant?
Den wille ich ze herren han mit dienste also ich von rechte sol
unde wil im wesen undertan, wes herze ist reiner tugenden vol,
der sich des unterwinde, daz er biete mir durch helfe die hant,
hiemite sinen werden gruoz, daz er spreche: vriunt, ich wil
von aremuot, die bi dir ist dich losen

Und der bedrängte Dichter wendet sich nach allen Seiten, in der Hoffnung seine Lage zu verbessern. Zu diesem Zwecke

macht er eine Reise nach Schwaben, worüber Schönbach 14, J26, C27 berichtet. Er rühmt in diesem Spruch die gute Lebensführung der Schwaben im Ausland, weist sie aber zugleich auf den Wert des Lobes hin, das sie zu Hause verdienen. Wahrscheinlich erwartete Bruder Werner, daß irgendein schwäbischer Herr geneigt sein werde, sich in der Hoffnung auf dieses Lob der Dienste eines so hervorragenden Sachverständigen zu bedienen, denn die Worte

Swer mir da heime unde anderswa von schulden muoz bevallen wol,
er si gewis, daz ich ime tuo mit dienste als ich von rechte sol,
ist daz ich ine vinde so daz er vur valsche ist behuot

erinnern an V. 4.5 des soeben besprochenen Hilferufs (Den wille ich ze herren han mit dienste also ich von rechte sol — er si gewis daz ich ime tuo mit dienste als ich von rechte sol; wes herze ist reiner tugende vol — ist daz ich ine vinde so daz er vur valsche ist behuot.)

Ob Bruder Werner in Schwaben Erfolg gehabt hat, wissen wir nicht, sicher ist, daß eine Reise nach dem Rheinland ihm nichts als Enttäuschungen brachte. Er gießt bitteren Spott über die kargen rheinländischen Herren aus (Schönbach 67, J47), von denen er grimmig mitteilt: man muoz die hoen herren umme ein ezzen sere vlen.

Bruder Werner hat wohl nicht wie Hergêr und Walther dauernde Aufnahme an einem der Höfe gefunden. Die gesellschaftliche Stellung des Spruchdichters hatte an Ansehen eingebüßt, sodaß er sich schließlich den fahrenden Leuten zurechnen mußte, wie die Anfangsworte des Spruches Schönbach 70, J51 beweisen: „swa man den künsterichen varenden man ungerne sicht“. In Schönbach 71, J52 schildert er sich selbst, wie er vor den milten Herren um Gabe seine Lieder singen will, dabei aber von den Höflingen verspottet wird, sodaß er unbeschenkt von dannen gehen muß:

Ich muoz vil dicke an maneger stat des guotes armer sin
so tuont ouch mir die milten herren dicke ir helfe schin.
Den spreche ich darnach als ich sol unz an mines endes zil.
Dabi duld ich von bosen liuten spottes al ze vil.

Ich kome ze manigem herren derz mir wol erbieten wil;
so stent die orendriusel hinder mir unde spotten min.
Swie gerne ich sunge guoten sanc, der dunket sie ein wicht.
Sus wenen sie lieben sich unde machent mir die gabe kranc.
Swer mir sus gebe der git mir danne nicht.
So sin ouch mine gedanken so: unde hete der herre milten muot
er lieze ez durch die schalke nicht, her ne gebe mir durch
sine tugende guot.

Wenn Schönbach¹⁾ von diesem Spruch sagt, daß er ein wahrer Bettelspruch sei, der recht deutlich zeige, um wieviel tiefer schon Werner stehe als Walther, so hat er zum Teil recht. Es ist ein Spruch, der uns das tragische Los des hochgemuten Spruchdichters vor Augen führt, der durch die Ungunst der Zeiten zum bettelnden Sänger heruntergesunken ist.

b) CHARAKTERISTIK DER SPERVOGELPOESIE

Die Interpretation des Zyklus 20,1-22,24 enthüllt uns eine eigenartige kulturelle Funktion unseres Spruchdichters. Er tritt mit 20,1 einem jungen Herrn, der von einer Reise heimkehrt, mit der Mahnung entgegen vor allem dafür zu sorgen, daß er mit seiner Lebensführung in der Heimat Lob erntet. Dieser Spruch 20,1 wies eine weitgehende Übereinstimmung mit Bruder Werners Schwabenspruch auf (S. 139), mit dem dieser Dichter sich unter den schwäbischen Herren einen Gönner suchte. Ähnlich wie Bruder Werner trägt er dabei eine gewisse Überlegenheit zur Schau, die sich u.a. in den Worten „daz wær mîn rât“ äußert. Denn Spervogel, der sich selbst als einen „wîsen man“ bezeichnet, ist wie sein jüngerer Kollege sozusagen ein Sachverständiger auf dem Gebiete der adligen Lebensführung und vermag einem Herrn, der um sein Lob besorgt ist, gute Dienste zu leisten.

Die Tätigkeit des Spruchdichters vollzieht sich innerhalb eines bestimmten Lebenskreises, in dem dieselben Personen, wenn auch mit anderem Namen, immer wieder die gleiche Rolle spielen. Kein Wunder also, wenn sich allmählich ein bestimmter

¹⁾ WSB 150, I, 92.

Spruchdichterstil herausbildet und manche Motive, Situationen und Redewendungen einen traditionellen Charakter annehmen. So teilt z.B. Spervogel mit anderen Spruchdichtern, namentlich mit Bruder Werner, die Vorliebe das Lob des Herrn durch treffende Bilder zu charakterisieren: Bruder Werner stellt das Lob unter dem Bilde eines Hauses, einer Flamme, eines Pferdes dar, Spervogel verwendet das Bild des trägen Esels und des schnellen Rosses. Und wenn der Herr von der Belehrung des Spruchdichters Gebrauch machen will, wird ihm prophezeit, daß „sîn êre stîgent“, ähnlich wie Bruder Werner den Grafen von Osterberc mit den Worten lobt: „er stîget ûf an werdecheit“; zugleich aber wird dem Herrn die Bedingung gestellt, daß er „triuwen pfliget“ wie auch Bruder Werner nur einem Herrn dienen will, „wes herze ist reiner tugende vol“ oder den er „vur valsche behuot“ weiß. Spervogel hat mit diesem Dienstverhältnis so wenig Glück gehabt wie später Bruder Werner. Es fehlte dem Herrn an den erforderlichen Tugenden und insonderheit hängt er am „guot“. Spervogels Ermahnungen „erst tump, swer guot vor êren spart“ und „swem daz guot ze herzen gât, der gewinnet niemer êre: sind als „swinde sprüche“ zu betrachten, die in ähnlichen Fällen Bruder Werner an die Herren richtet. Nachdem das Dienstverhältnis nach kurzer Zeit vom Herrn gelöst worden war, mußte Spervogel noch eine trübe Zeit der Armut verleben, bis er Aufnahme an einem anderen Hof fand.

Noch zwei Sprüche setzen ein ähnliches Verhältnis voraus; Spruch 24,33 worin der Dichter dem Herrn, der kein Verständnis für den guten Rat zeigt, vorwirft, daß es ihm an der erforderlichen Einsicht und an den nötigen Tugenden fehlt.

Von einer solchen Belehrung bietet der zweite Spruch (24,5) eine Probe, der dem Herrn Anweisungen erteilt, wie er sich beim Empfang der Gäste zu benehmen hat: in höfisch-froher Stimmung (mit zühten vro) soll er dastehen, den Gästen einen freundlichen Gruß gönnen und bei der Bewirtung vor allem seinen guten Willen zeigen.

Beide Sprüche, die, wie wir oben sahen, unter dem Einfluß des Winsbeken stehen, haben später Beachtung gefunden; so knüpft „Der Lietscouwere“ Jen. Liederhs. XVI,3 an Vers 23,34 an:

Swaz man den bosen vurgesinget unde gesaget,
 daz ist verloren arebeit;
 die bosen sint gemeit,
 swa man wil lesterlichen leben.
 Den bosen scalken swinde bosheit wol behaget.
 Die bosen minnent arge list;
 gar vil der bosen ist;
 die bosen ie nach bosheit streben.
 Den bosen dunket bese, daz der biderben guoten dunket guot,
 die bosen haben zuo allen ziten suren muot
 Den bosen wil ich sin gehaz
 unde loben die guoten baz
 went ir lib bosheit niht enkan.

Und „Der Helleviur“ Jen. Liederhs. X, 2 führt unter Anlehnung an Spruch 24,5 den Eingangsvers desselben weiter aus:

Der gruoze den gast vil schone vreuwet.
 Der gruoze ist êre unde stêt ouch wol,
 Der gruoze des gastes sorgen dreuwet,
 daz sie niht wachent. Dennoch stet der gruoze dem wirt wol.
 Der gruoze der machet hohen muot
 dem gast, swen in der wirt an set, ob er den gruoze mit willen tuot.
 Ein lachen, vragē, horet da zuo; der wirt niht swigen sol,
 also ein stum unselich wirt, der also sprachelos ie wart gevunden,
 kegen sinen gēsten, ane gruoze und ane vrage; er lat sich
 schande wunden,
 Sodaz im laster bi bestê unde daz in ere gar verbirt.
 Da denket an: sit gruoze milte, daz vreuwet den gast und
 eret wol den wirt.

Von der bei Bruder Werner vollausgebildeten eigenartigen Spruchdichterswelt lassen sich bei Spervogel nur erst geringe Ansätze entdecken; Schlagworte wie „schande“, „laster“, „schalc“, bittere Urteile über die Alten und die Jungen, pathetische Zeitklagen, Loblieder auf Herren finden sich in seinen Sprüchen nicht.

Spervogel tritt wie die anderen Dichter als Hofpädagoge auf und will mit seinen Sprüchen die Hofgesellschaft über die rechte Art zu leben und über das Leben selbst belehren. Wie Hergêr das Ideal der rechten Ehe verfiht, indem er den ehebrüchigen

Mann mit einem Schwein vergleicht, das sich in den trüben Pfuhl legt, so kehrt Spervogel deutlich hervor, daß ein braver Ehemann, der seiner Frau immerfort neue Kleider kauft und für sich selbst keine Ansprüche stellt, selber die Gefahr heraufbeschwört, daß sie ihm untreu wird.

Im Gegensatz zu Walther, der die Freundschaft höher als die Verwandtschaft schätzt¹⁾, stellt Spervogel 24,9 die treue Freundschaft der Verwandtschaft gleich. Er steht in dieser Beziehung auf der Stufe des Winsbeken, der in Str. 28 sich aus den „mâgen“ einen Freund erwählt. Auch der anschließende Spruch 24,17 „swer den sînen guoten vriunt behalten wil“ erinnert an eine Stelle beim Winsbeken: 30,1-4 „Sun, dînen guoten friunt behalt, der dir mit triuwen hî gestât, und wis im zorne niht ze balt mit gæhen sîten, dêst mîn rât.“ Da in Spervogels Sprüchen bisweilen die verschiedenartigsten Reminiszenzen zusammen-treffen, können beide Sprüche 24,9 und 24,17 als Umschreibungen einiger Sentenzen in der *moralis philosophia* Hildeberts (oder Wilhelms von Conches) betrachtet werden, wie dies von Ehrismann geschieht. Die übereinstimmende Aufeinanderfolge der Gedanken in den beiden Sprüchen und in der *moralis philosophia* veranlaßt Ehrismann zu der Annahme, daß Spervogel beide Sprüche in einem Zuge abgefaßt hat.

Nicht so leicht wie bei Hergêr lassen sich bei Spervogel die Sprüche, die sich mit persönlichen Beziehungen befassen, von den anderen absondern. Seine Sprüche scheinen, weil sie alles Individuelle abgestreift haben, reine Lehrsprüche zu sein, obwohl bei eingehender Untersuchung auch sie vielleicht mit wenigen Ausnahmen als Gelegenheitsprüche anzusehen sind. Sicher ist dies der Fall mit 22,33 wo der Verfasser sich den Vorwürfen gegenüber, daß er nichts besitzt, mit dem Hinweis auf den Rhein verteidigt, der auch klein angefangen habe, und mit Spruch 23,13, worin erzählt wird, wie er an einem See saß, dem ein kühler Quell entfloß. Mancher habe dort seinen Durst gelöscht, ihm aber habe man keinen Trunk geboten. Hierher gehören ferner die Sprüche, die sich auf den Streit mit Walther beziehen.

¹⁾ Walther 79,17 (Vgl. Wilmanns-Michels, *Leben* S. 253 und Anm. IV, 155).

Sogar das Priamel, das sich so recht zur Gnome eignet, wird von Spervogel zum Gelegenheitspruch verwendet.

Aus Hergêrs Sprüchen gewinnen wir den Eindruck, daß die von ihm so gerühmte vorkapitalistische Lebenshaltung noch einigermaßen in den Lebensumständen der damaligen vornehmen Welt begründet war, wenn auch die schon eingetretene und allmählich weit um sich greifende neue Wirtschaftsordnung seinen Lebensabend verdüsterte. Bei Spervogel ist der Bruch zwischen dem alten Ideal und der neuen Lebenspraxis schon zur Tatsache geworden, und der Spruchdichter sieht sich genötigt durch Belehrung und Ermahnung die hohen Herren für seine Anschauungen zu gewinnen. Wie selten das dem Spruchdichter gelang, ersehen wir aus Bruder Werners Sprüchen. Auch Spervogels Leben hätte sich trauriger gestaltet, wenn er nicht neben dem pädagogischen Amt die Funktion eines politischen Agenten ausgeübt hätte. Wie Walther tritt auch Spervogel im Dienste der vornehmen Herren als Berater und Vermittler in Streitsachen auf, freilich innerhalb eines engeren Kreises, sodaß er nicht auf das Gebiet der politischen Dichtung geführt wurde, wozu übrigens auch seine Begabung nicht ausgereicht hätte. Von dieser Tätigkeit zeugt Strophe 24,25 in der der Dichter die Bedeutung, die ein treuer Diener für ein edles Geschlecht hat, hervorhebt. Offenbar fühlte der Dichter, der hier wohl die eigene Sache führt, seine Stellung bedroht und befürchtete er seine Entlassung. Denn er weist mit Nachdruck darauf hin, daß dieses edle Geschlecht mit seiner Hilfe hoch emporsteigt, ohne ihn aber tief sinkt, um sich nie wieder aufzurichten.

24,5 Ein edele künne stîget ûf bî einem man
der dem vil wol gehelfen unde râten kan;
sô stîget ein hôhez künne nider
und rihtet sich ûf nimmer wider
sô si verliesent under in
der in dâ solten râten.
Er was in ie mit triuwen bî
und suonte swaz si tâten.

Worin besteht nun eine Übereinstimmung zwischen Hergêr und Spervogel? Diese Frage dürfen und müssen wir wohl für

berechtigt halten, wenn wir in Betracht ziehen, wieviel Forscher-
mühe aufgewandt wurde, um in den durch Zufall in der Über-
lieferung zusammengeworfenen Sprüchen Hergêrs und Spervogels das Werk zweier verschiedener Dichter zu erkennen. Und hat nicht sogar nach dem Erscheinen von Scherers Deutschen Studien noch Garthaus in der Germania 28,214 den Versuch unternommen die beiden Dichter als identisch zu erweisen?

Zunächst wollen wir uns daran erinnern, daß Walthers geniale Leistung die gesamte Spruchdichtung auf eine höhere Ebene erhoben hat. Seinem Wirken ist es zu verdanken, wenn an die musikalische Bildung der Spruchdichter höhere Anforderungen gestellt wurden, sodaß sie sich stolz als „singer“ bezeichnen konnten. Was metrische Technik und musikalischen Vortrag der Sprüche betrifft, schließt auch Spervogel sich natürlich den Bestrebungen seiner Zeit an, aber wie Hergêr bedient er sich nur eines einzigen, höchst einfachen Tones, der als Weiterbildung der alten Priamelstrophe 30,34 gelten kann. Während in Walthers Spruchdichtung und in der seiner Nachfolger eine buntbewegte Zeit in voller Spannung und Gährung vor uns tritt, schauen wir bei Hergêr in die altfeudale Welt, in der nur Wernhart von Steinberg in dem Nachruf des Dichters sichtbar wird, und in welcher der um das Los der Söhne bangende Dichter der einzige Ruhelose ist, der von Hof zu Hof reitend die Not des Lebens spürt. Trotz der blitzartig vor unseren Augen vorüberziehenden Bilderfülle der Priamelreihen beschränken sich auch Spervogels Sprüche auf das eigene Leben und das seiner nächsten Umwelt, sodaß es den Anschein hat, als träte uns hier auch die einfache Welt Hergêrs entgegen.

Es kommt hinzu, daß die Knappheit im Ausdruck ebenfalls ein charakteristisches Merkmal der Spervogelpoesie bildet, nur fehlt Hergêr der sentimentale Zug, der in Spervogels Sprüchen hier und da so warm anspricht. Es wurde schon oben bemerkt, daß der bereits bei Walther nachweisbare, und dann bei Bruder Werner zur vollen Ausbildung gelangte eigenartige Gedankenkreis der Spruchdichter bei Hergêr noch fehlt und bei Spervogel erst im Entstehen begriffen ist. Auch stimmen die Ausdrücke, mit denen Hergêr und Spervogel das Ideal der vornehmen Lebenshaltung andeuten, fast wörtlich überein (Hergêr: der niht

vor den êren versparte, und Spervogel: erst tump swer guot vor êren spart).

Wenn wir in Erwägung ziehen, daß alle Spruchdichter aus dem ererbten Formelschatz schöpfen, daß der Stil im wesentlichen unverändert bleibt, daß Lebensbedingungen und Schicksale der Dichter vielfach übereinstimmen, so begreifen wir auch, warum es so schwer fällt, die Individualität eines Dichters ganz scharf zu umreißen. Diese Ähnlichkeit im Charakter und Gehalt der Hergêr- und Spervogelsprüche hat Garthaus zu dem bekannten Trugschluß geführt, daß Hergêr und Spervogel identisch seien. Es ist Garthaus nicht gelungen, sich in die Seele dieser Dichter hineinzufühlen; auch war es ihm entgangen, daß es psychologisch kaum denkbar ist, wenn derselbe Dichter, der schon in vorgerücktem Alter den Blick auf die versäumte Jugendzeit richtet, in noch höherem Alter sich auf einmal zu einem Zukunftsoptimismus versteigen soll. Eine weit treffendere Charakterschilderung der beiden Dichter gibt G. Ehrismann, zu der ich ergänzend auf folgendes hinweisen möchte.

Aus der Interpretation des Minnespruchs 24,1 ging hervor, daß Spervogel den Einfluß Morungens erfahren hat; zugleich sahen wir, wie vortrefflich Spervogel Morungens Gleichnisse nachzuahmen wußte. Das Sinnvolle und Beziehungsreiche von Spervogels Priameln scheint in der Tat zu der Art und Weise wie Morungen seine Gleichnisse auszuführen pflegte zu stimmen. Vielleicht läßt sich auch der Umstand, daß Spervogel keine Namen nennt, auf Einfluß der Minnellyrik zurückführen. Wie sehr Spervogels mildes Wesen an die Natur der Minnellyriker gemahnt, wird sofort deutlich, wenn wir seine Prophezeiung: „stirbet er, si sehent den tac, si trüegen in ûf den handen“ mit Reinmars Worten 193,38 „die nu vil lîhte mîn enbernt, die windent danne ir hende“ oder 175,27 „mich beginnet noch nâch mînem tôde klagen, maneger der nu lîhte enbaere mîn“ vergleichen. Von einer so milden Natur hätte man sicher religiöse Sprüche erwarten dürfen; es mangelte aber Spervogels Publikum wahrscheinlich an Interesse dafür, denn wie wäre sonst die auffallende Tatsache zu erklären, daß sie unter seinen Sprüchen gänzlich fehlen.

Die heutige geringschätzige und ungerechte Beurteilung der

beiden Dichter geht auf G. Roethe zurück, der bei Besprechung der Reinmarschen Lügensprüche ihre Tätigkeit folgendermaßen schildert: „Reinmar entnahm diese recht volkstümliche Gattung (der Lügensprüche) jener unscheinbaren und bescheidenen Klasse von Spielleuten, die ohne alle literarischen Präentionen ihr Publikum durch Witze, Geschichtchen und Lehren unterhielten. Für uns verhüllt bis tief ins dreizehnte Jahrhundert hinein ein dichter Schleier das Treiben und Dichten dieses Völkchens — kaum daß ein paar dürftige Nachrichten, daß die Sprüche der Spervogelsippe und wenige andere Einzelstrophen uns wie durch einen Riß hinter jenen Vorhang lugen lassen. Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts lichtet sich der Schleier: unter den zahlreichen Spruchdichtern aber, die wir da kennen lernen, dominiert doch weitaus eine Klasse von anspruchsvollen Fahrenden, welche mit Verachtung auf die ungebildeten Genossen herabblickt und auf eine eingebilddete Gelehrsamkeit pochend auch vom Publikum eifersüchtig verlangt, jenen vorgezogen zu werden. Das Stichwort, mit dem diese Herren prunken, ist die „kunst“.“

Roethe übersieht dabei, daß auch Spervogel um seiner „kunst“ willen Anerkennung verlangt, wenn er (V. 21,29) mit Bitterkeit feststellt: „diu sælde dringet vür die kunst“. Prinzipiell läßt sich also Spervogel nicht von den späteren Spruchdichtern trennen. Was Spervogel mit seiner „kunst“ meint, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Wir sind mit Burger¹⁾ durchaus der Meinung, daß man in der klassischen Blütezeit der mittelhochdeutschen Literatur offenbar wenig Bedürfnis fühlte, sich über Sinn und Wesen der Dichtkunst Rechenschaft zu geben. Von der Kunst der frühen Meistersinger sagt Burger, daß der Dichter, um gut dichten zu können, die Kenntnisse und Fertigkeiten sämtlicher artes beherrschen müsse. Wir dürfen also annehmen, daß dieses Wort „kunst“ bei Spervogel sowohl Wissen wie Können, das heißt sowohl das Gedankengut des Spruchdichters, als auch seine dichterische Fertigkeit umfaßt. Als Muster seiner Kunst mögen seine Priameln gelten. Wenn Burger bemerkt: „In der Ausgewogenheit einer streng proportionierten Tektonik soll

¹⁾ Burger, Die Kunstauffassung der frühen Meistersinger S. 9.

der hauptsächliche Reiz des Meistersingergedichtes liegen", so denken wir unwillkürlich an die kunstvolle Gedankengliederung der Priameln, die in der Zeilenarchitektonik ihren sinnfälligen Ausdruck findet. Auch die Verwendung der Gleichnisse, des Bilderschmucks gehören zu den erforderlichen Merkmalen dieser Kunstgebilde. Sagt Spervogel: „altez pferd zer stuote slahen", so haben das alte Pferd und die Zuchtherde nur das eine gemeinsam, daß man sie beide nicht zur gewöhnlichen Arbeit heranzieht. Das alte zur Arbeit unfähige Pferd wird dann in Gegensatz gestellt zu dem arbeitstüchtigen „wîsen man".

„Es ist nicht so", sagt Burger, „als ob die allegorischen Bilder das wirklich Wesentliche einer Sache erschöpfend darstellen sollen. Sie sind vielmehr Gleichnisse, und so genügt es, daß Bild und Sache in irgendeinem Punkt eine Analogie aufweisen, im übrigen dürfen sie hinken." Der erhaltene Eindruck ist also dieser: je weiter die Lebenskreise von Bild und Sache voneinander entfernt sind, je größerer Scharfsinn zur Auffindung einer doch überraschenden Ähnlichkeit aufgewendet werden muß, umso reizvoller erscheint dem Publikum der Spruch, umso tiefere Bewunderung zollt man dem Dichter. Die proportio einerseits und der color andererseits, beide sind, wie Burger weiter ausführt, die objektiven Bedingungen der körperlichen Schönheit. Und auch für Spervogels Priameln gelten die Worte: „wie die meistersingersche proportio weniger ein sinnbildliches Klanggebilde fürs Ohr hat, als vielmehr ein gedankliches Schema, so will der color weniger die Illusion, als vielmehr ein Denken in Begriffsbildern auslösen. Als ein bildhaftes Denken manifestiert sich beidemal der ästhetische Akt." Unsere Interpretation der Spervogelschen Sprüche ergab, daß sie trotz dieser Bildersprache ganz rational zu erfassen sind. Freilich, diese Kunst stellte hohe Anforderungen an das Fassungsvermögen des Publikums; sie gewährte ihm ein geistvolles Spiel und entsprach so seinem Schönheitsbedürfnis. Diese scheinbar so dunklen Sprüche, die sich schließlich doch in begrifflicher Klarheit aufhellen, sollen des Dichters höhere Begabung zeigen. Er bewies damit, daß er zu einer besonderen Gruppe der Wissenden und Eingeweihten gehörte, daß ihm der Name eines „wîsen" Mannes mit Recht zukam.

Bei Hergêr findet sich das Wort „kunst“ nicht; auch in dieser Hinsicht mag er einer älteren Kulturstufe angehören. Er befließt sich im allgemeinen, wie übrigens alle Spruchdichter, einer knappen und klaren Sprache. Daneben gibt es aber auch bei ihm Sprüche, die dem mittelalterlichen Publikum wohl nicht ohne weiteres verständlich waren und deren Sinn zu deuten auch den heutigen Forschern noch nicht restlos gelungen ist. Ich erwähne nur das Gleichnis vom Baum, der süße und saure Früchte zugleich trägt, die man nicht auf einen Haufen werfen soll. Schon aus diesem Beispiel sehen wir, wie auch Hergêr das Bestreben hat, sich in dem Besitz tieferer, dem Durchschnittspublikum nicht gleich zugänglicher Weisheit zu zeigen.

IV. SCHLUSSBETRACHTUNG UND AUSBLICK

IV.

Schlussbetrachtung und Ausblick

The text in this section is extremely faint and largely illegible. It appears to be a continuation of the main body of the document, discussing the implications and future perspectives of the research. The text is organized into several paragraphs, but the specific content cannot be accurately transcribed due to the low contrast and blurriness of the scan.

IV - SCHLUSSBETRACHTUNG UND AUSBLICK

Wenn auch die Spruchdichtung später in der bürgerlichen Poesie ihre Fortsetzung findet, so ist sie doch in ihren Anfängen an die Höfe gebunden und muß als höfische Dichtung gewertet werden. Sie verfolgt den Zweck die dualistische Weltanschauung zu verbreiten und über das praktische Leben zu belehren. In den vom Spruchdichter erteilten Lehren nehmen die Vorschriften über das ökonomische Verhalten einen wichtigen Platz ein. Daß der Spruchdichter an dem vorkapitalistischen Ideal zu einer Zeit festhält, wo die neue Wirtschaftsordnung einen anderen Menschentypus verlangte, wurde ihm zum Verhängnis.

Hergêrs Klage, daß die Herren „erarget“ sind, beweist, daß sich schon damals eine Veränderung in den Ansichten der Herren vollzogen hatte. Mit dem Erstarken der kapitalistischen Tendenz verliert die Spruchdichtung an Wert und Ansehen und dementsprechend sinkt auch die soziale Stellung des Spruchdichters.

Wandernde Spruchdichter gibt es, wenigstens in der älteren Zeit, nicht; das Wandern wird vom Dichter als ein Unglück empfunden. Seine Sehnsucht geht dahin an dem Hof eines wohlgesinnten Herrn Aufnahme zu finden und hier seines pädagogischen Amtes zu walten. Hergêr bleibt jedesmal solange an dem Hofe des Herrn, bis dieser stirbt; offenbar nach einer alten Tradition. Das Dienstverhältnis des Spruchdichters dauerte bis an den Tod des Gönners.

In einer Hinsicht stimmen alle Spruchdichter überein: Das Bewußtsein von dem hohen Wert und der absoluten Gültigkeit ihrer Anschauungen verleiht ihnen ein hohes Selbstgefühl. Sie treten der Welt als autoritative Kenner der Sitte und der „biologischen“ Gesetze gegenüber und betonen gern ihre Unabhängigkeit in der Kritik an der Lebensführung der Herren, eine vornehme Gesinnung, die umso höher bewertet werden

muß, als sie selber mittellos in einer vorwiegend agrarischen Welt auf die Gunst der hohen Herren angewiesen waren.

Für Walther und die nachwaltherschen Spruchdichter bilden die Loblieder auf die nach dem alten Ideal lebenden Herren eine wichtige Einnahmequelle. Ob diese Tätigkeit sich erst später herausgebildet hat, wissen wir nicht, jedenfalls läßt sie sich bei Hergêr und Spervogel nicht nachweisen. Wohl dürfen wir, wie mir scheint, die politische Funktion des Spruchdichters, die Rolle des Beraters und Vermittlers, die uns bei Walther und bei Spervogel begegnet, als traditionell ansehen. So bemerkt z.B. zu Spervogels Spruch 24,25 Ehrismann: „24,25 ist eine Verherrlichung des treuen Ratgebers, jener besonders im mittelalterlichen Epos so beliebten Figur, die ihr tatsächliches Vorbild in der Geschichte und in der Feudalverfassung hat.“

Angesichts der langen Reihe von Spruchdichtern, die alle die erzieherische Funktion ausübten und dieselbe soziale Stellung innehatten, erhebt sich die Frage, ob es sich hier nicht um eine uralte kulturelle Einrichtung handelt. Hergêrs Sprüche wurzeln zum Teil in der germanischen Welt der Heldensage. Wir dürfen vermuten, daß in der uns nicht überlieferten vorhergêrschen Spruchdichtung das germanische Element eine noch wichtigere Rolle gespielt haben wird; auch läßt sich annehmen, daß ihre Stellung damals einen noch stärkeren autoritativen Charakter besessen hat. Dieser Gedankengang führt uns zu der weiteren Vermutung, daß diese Autorität in der Würde des Amtes begründet war; aber dann muß dieses Amt mit einer sakralen Würde bekleidet gewesen sein, mit anderen Worten der Spruchdichter ist als eine spätere Entwicklung des germanischen Priesters (Kultredners) zu betrachten.

Von dem germanischen Priester ist uns nur wenig bekannt. „Von vornherein ist anzunehmen“, sagt Jan de Vries in seiner altgerm. Religionsgesch. S. 262, „daß die Priester die Hüter der heiligen Tradition des Stammes waren.“ Und weiter: „Daneben müssen wir aber noch eine andere und zwar esoterische Überlieferung annehmen; die Kenntnis von dem Hergang und der Bedeutung der Riten, von den verschiedenen Mythen, von der Orakeltechnik und wohl auch von der magischen Praxis. Das alles bleibt uns jedoch verschlossen.“

Den Lauf der Entwicklung haben wir uns dann folgendermaßen vorzustellen: mit der Einführung des Christentums verlor der Priester (Kultredner) seine sakrale Function. Völlig verschwand er nicht, dazu hatte er eine zu wichtige kulturelle Stellung eingenommen. Er paßte sich den neuen Verhältnissen an, indem er sich auf ein Gebiet seiner bisherigen Tätigkeit beschränkte, wo er keine Anfeindung seitens der Kirche zu befürchten hatte. Er blieb Hüter der Sitte und verkündete nun neben den alten weltlichen Idealen die christliche Lehre. Den festen Platz am Hofe behielt er, auch blieb ihm seine autoritative Stellung und die unabhängige Gesinnung. Mit der Beraterstelle, die der Priester wohl ursprünglich bei dem Herrn vertreten hatte, wurde auch nach der Umwandlung der Spruchdichter betraut, wiewohl ihn auf diesem Gebiete der Bischof zum Teil verdrängte. Daß nicht das Geringste in der Spruchdichtung an den germanischen Priester erinnert, findet seinen Grund in dem Umstande, daß er sich bestreben mußte, jeder Verdächtigung auszuweichen und als aufrichtiger Christ zu erscheinen; seine Stellung war ja ohnehin gefährdet. Auch bedenke man, wieviel Jahrhunderte vergangen sind, bevor der Spruchdichter in unsrer Überlieferung ans Licht tritt.

Mit dieser These erklärt sich die starke Anhänglichkeit des Spruchdichters an die weltlich-germanischen Anschauungen und seine Neigung (vgl. Walther 22,27 und 32,32) das weltliche Ideal der Ehre zu glorifizieren.

Vielleicht verdient in diesem Zusammenhange die Stelle 20,15 „wîsen man, den sol man willich haben“ Beachtung. In dem Ausdruck „wîsen man“ haben wir eine Bezeichnung des Spruchdichters zu sehen, die schon damals im Veralten begriffen war, weil die nachwaltherschen Spruchdichter sich „singer“ nannten, wie auch Walther selbst in den Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Ellenbrechtskirchen „cantor“ genannt wurde. Auch sonst spielen „die wîsen“ in der Spruchdichtung eine wichtige Rolle. Darüber berichtet Roethe S. 330: „Die wîsen sind das Tribunal, das den Spruchdichtern über Gut und Böse, Recht und Unrecht entscheidet: sie repräsentieren die Blüte des sittlichen Denkens und Urteilens... Der „wîsen lop“ ist die höchste Auszeichnung, ihrer Lehre soll man folgen, meiden, was

ihnen mißfällt: diese Anschauung vermisse ich außer bei Konrad nur in den Sprüchen der Spervogel und Alexanders. So werden die wîsen gerne als Gewähr für Gnomem zitiert, namentlich von den älteren minder gelehrten Dichtern." Zu dem Ausdruck „die wîsen" bemerkt das mhd. Wörterbuch: „nicht, was wir die Weisen nennen würden, sondern Leute, die eine Sache verstehen, denen ein Urteil zukommt; die Kundigen, die Kenner." In der Spruchdichtung sind „die wîsen" ein Kollektivbegriff, Männer, denen in Bezug auf Sitte ein besonderes Wissen zu Gebote steht, das sie zu autoritativen Urteilen berechtigt. Bemerkung verdient, daß im Gegensatz zu dem deutschen Wort, womit Kenner und Hüter der Sitte bezeichnet werden, mit dem englischen „wise man" a man, who is versed or skilled in hidden arts, as magic, witchcraft and the like, a magician, wizard, bezeichnet wird. Auch das Wort wizard gehört hierher, das nach Murray aus wise und ard zusammengesetzt ist: a man, who is skilled in occult arts, in later use, a man who practises witchcraft. Interessant sind auch einige bei Murray verzeichnete Belege z.B.: „whan we be in trouble or siknes or lose any thing: we runne hither and thither to wyssardes or scorcerers, whom we call wise man." Man möchte sagen, das deutsche und das englische Wort heben zusammen die charakteristischen Tätigkeitsgebiete des germanischen Priesters hervor. Ich glaube daher, daß wir in „wîsen man" bei Spervogel eine gesunkene Bezeichnung für den germanischen Priester zu sehen haben. Roethe hatte in der von uns oben angeführten Erörterung unsere Spervogelstelle übersehen, die einzige, wo ein Spruchdichter sich selbst als „wîsen man" bezeichnet. Neben „wise man" kommen im Englischen und Niederländischen auch die Zusammensetzungen „wiseman" „wijsman" vor; im Mhd. findet sich nur eine Belegstelle wîsman Renn. 1303. Es scheint mir möglich, daß an der Spervogelstelle ursprünglich eine derartige Zusammensetzung gestanden hat, denn der Vers „wîsen man den sol man willich haben" ist metrisch wohl kaum richtig; vielleicht hat er ursprünglich gelautet: „den wîsman sol man willich haben."

Nehmen wir das außerdeutsche Material über den germanischen Priester zu Hilfe, so möchte man an erster Stelle das aus altn. und angels. Quellen erschließbare Jultum heranziehen.

W. H. Vogt gibt in seiner Abhandlung: Der frühgermanische Kultredner APH S. 2 (1927) S. 250-263 folgendes Urteil über den germanischen *þuliz: „im germanischen *þuliz sehe ich die den Kultus redend ausübende Persönlichkeit. Sein Tun umfaßt das ganze Volksleben, soweit es religiös in Handlung und Leiden tritt: den empfangenden und den wirkenden Verkehr mit den Göttern, das Recht, die Lehre, die Sitte und die göttlich geleitete Geschichte. Seine Kraft liegt konzentriert im Seher- und Magierwesen.“

Wie der Spruchdichter hat auch der *þuliz eine amtliche Stellung am Hofe als Berater des Fürsten bekleidet. „Der Thul war der Rat der Fürsten“ urteilt Andreas Heusler in seiner „altgermanischen Dichtung“ S. 106 f. Vogt bezweifelt dies und meint, daß diese anscheinend amtliche Stellung des Unferd þyle im Beowulf einer jüngeren Kulturlage angehört. „In jenem dänischen þul — nicht in dem des Beowulf — steckt eine Berater-tätigkeit, und sie mag als eine der Federn vermutet werden die einen þyle auf den Thron der Rendingen (Wids. 24) gehoben hat. Politische Ratsstellung der geistlichen Person ist der Geschichte geläufig und mag auch in der des þuls häufig vorgekommen sein.“

Die soziale Stellung der älteren deutschen Spruchdichter setzt offenbar eine derartige Entwicklung wie beim dänischen þul voraus.

Was den altnordischen þulr betrifft, meint Vogt: „Der þulr war Großgrundherr; das beweist der Snoldelev Stein auf den þul á Salhaugum. Dieser war anscheinend nicht Priester (godi), der þulr von Byrca aber dürfte mit dem Tempelkult von Uppsalar in Verbindung gestanden haben. Der þulr sprach þular stóli á. Ziemlich viele Stücke zeugen dafür, daß der Hügel sein kultischer Sitz gewesen ist: á Salhaugum redete der þulr, er wohnte at oder undir Salhaugum... In der mythischen Sphäre entspricht ihm (seinem Sitz) Hlidskialf, der Sitz, den Odin bestieg, wenn er die Welt überschauen wollte. Kein anderer betrat ihn ungestraft.“

Diese Ausführungen können vielleicht auf drei der wichtigsten Sprüche der ganzen Spruchdichtung neues Licht werfen. Ich meine die bekannten drei Walthersprüche im Reichston

8,4/8,28 und 9,16. In diesem Ton gab Walther, nach Wilmanns Urteil, „das erste Beispiel politischer Dichtung in deutscher Zunge. Trotz der verschiedenen Zeit der Abfassung ist die augenfällige Übereinstimmung in der Anlage der drei Sprüche nicht zufällig und absichtslos. Zu beachten ist schon der parallele Anfang der Sprüche. Walter wird den letzten gedichtet haben, um ihn im Anschluß an die beiden vorhergehenden vorzutragen.“

Betrachten wir zunächst den ersten Spruch.

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine;
dar ûf satzt ich den ellenbogen;
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.

In der hier geschilderten Stellung ist Walther bekanntlich in der Weingartner und Pariser Handschrift abgebildet. Es herrscht eine gewisse Feierlichkeit in der Art und Weise, wie Walther sich zum Denken hinsetzt. Ernst und gemessen, als gelte es ein bestimmtes Ritual, folgen die einzelnen Handlungen aufeinander. Wilmanns meint: „sie schildern die typische Stellung des Nachdenkenden. All diese charakteristischen Züge vereint Walther mit überraschender Anschaulichkeit zu einem Ganzen.“

Ich glaube, daß diese eigenartige Stellung des Dichters, mit der er wohl einer alten Tradition folgt, die Aufmerksamkeit des Publikums aufs höchste spannt und es auf wichtige Offenbarungen vorbereitet. Eben weil diese Stellung eine traditionell geheiligte war, denn sie war die des germanischen Priesters (Kultredners). Das beweist der Eingangsvers: „ich saz ûf eime steine.“ Walther sitzt nicht wie der þulr á Salhaugum auf einem Hügel oder wie Odin auf Hlidskialf, aber doch auf einer Anhöhe; dieser Stein ist Walthers kultischer Sitz. Als ein priesterlicher Seher, den Blick in die Ferne gerichtet, setzt er sich hin, indem er sich von den Menschen absondert, denn in stiller Einsamkeit soll ihm der Erleuchtung bringende Geist kommen. Das Publikum sieht den alten þulr vor sich, von dessen Lippen prophetische Weisheit strömen wird. Unser Dichter erzählt aus der Erinnerung heraus, aber nach einer Weile verschmelzen Vergangenheit und Gegenwart. Eine schicksalsschwere Frage war

ihm aufgelegt worden, auf deren Beantwortung die Welt in banger Spannung harret. „dô dâhte ich mir vil ange, wie man zer werlte solte leben.“ Die Lösung des Problems will nicht gelingen, aber des Sehers Blick dringt wie der Odins tief in die Welt, er durchschaut das ganze Menschengetriebe und erblickt alle Hindernisse. „Untriuwe ist in der sâze; gewalt vert ûf der strâze.“ Befreiend ringt sich ihm die Einsicht los: „diu driu enhabent geleites niht, diu zwei enwerden ê gesunt.“

Auch die zwei anschließenden Sprüche sind þulr-Reden; hier belehrt der hellsehende Priester über die Geheimnisse der Natur, um dann einen Wehruf hören zu lassen: „so wê dir tiuschiu zunge, wie stêt dîn ordenunge!“ und zum Schluß die Mahnung: „Philippe setze en weisen ûf, und heiz si treten hinder sich.“ Dem Hellsehenden bleibt nichts verborgen: „Ich sach mit minen ougen gänge under den Menschen und speziell über die Intrigen in Rom, um die kläglichen Zustände im Reich zu erklären.

Walther in der Maske des germanischen Priesters (Kultredners), ist das nicht ein Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung, daß die Spruchdichtung als eine Fortsetzung der þulr-Dichtung zu betrachten ist? Wir haben wohl anzunehmen, daß diese þulr-Reden mit ihrer eigenartigen Einkleidung sich in der Tradition erhielten und immer noch, auch zu Walthers Zeiten, einen feierlichen Eindruck machten. Wenn später Frauenlob (MSH. 2,351b) darüber reflektiert, daß ohne Geld keine Ehre zu haben ist, singt er wie Walther: „ich saz ûf einer grüne und dâhte an maniger hande dinc, wie ich die werlt behielte und ouch gen gote icht wurde linc“, aber der Charakter der Thulrede ist bei ihm kaum noch erkennbar.

Diese drei politischen Sprüche Walthers erscheinen uns, im Licht der These vom Ursprung der Spruchdichtung, als letzte charakteristische Ausläufer einer vorliterarischen Thuldichtung.

Literatur

LITERATUR

- Anholt, Salomon, Zur Textgestaltung und Texterklärung des Winsbeken, Zeitschr. f. deutsches Altert. 68,129.
- Bartsch-Golther, Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, vierte Auflage, Berlin 1901.
- de Boor, Helmut, Frühmittelhochdeutscher Sprachstil, Zeitschr. f. deutsche Philol. 51,244 und 52,31.
- Burdach, Konrad, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, Leipzig 1880.
- Burdach, Konrad, Walther von der Vogelweide, Philol. und historische Forschungen, Leipzig 1900.
- Bühler, Johannes, Die Kultur des Mittelalters, Leipzig 1931.
- Burger, Heinz, Otto, Die Kunstauffassung der frühen Meistersinger, Berlin 1936.
- Ehrismann, Gustav, Beiträge zur Erklärung der Spervogelsprüche, Festschrift für M. H. Jelinek, Wien und Leipzig 1928.
- Ehrismann, Gustav, Geschichte der mittelhochd. Literatur, München 1922.
- Euling, Karl, Das Priamel bis Hans Rosenplüt, Studien zur Volkspoesie, Breslau 1905.
- Frantzen, J. J. A. A., Album Kern, Leiden 1903.
- Garthaus, Franz, Zur Spervogelfrage, Germania 28,214.
- Halbach, Kurt, Herbert, Ein Zyklus von Morungen, Zeitschr. f. deutsche Philol. 54,401.
- Henrici, Emil, Zur Geschichte der mittelhochdeutschen Lyrik, Dissertation Berlin 1876.
- Heusler, Andreas, Die altgermanische Dichtung, Berlin 1923.
- Holz, Georg, Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms, Halle 1893.
- Jantzen, Hermann, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter, mit Berücksichtigung ähnlicher Erscheinungen in andren Litteraturen, Breslau 1896.
- Kohnle, Eduard, Hans, Studien zu den Ordnungsgrundsätzen mittelhochdeutscher Liederhandschriften, Tübinger Germ. Arb. 20, 1934.
- von Kralik, Richard, Zur nordgermanischen Sagengeschichte, Wien 1908.

- Kraus, Carl, Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts, Halle 1894.
- von Kraus, Carl, Walther von der Vogelweide, Untersuchungen, Berlin 1935.
- Lachmann-v. Kraus, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, achte Ausgabe, Berlin und Leipzig 1923.
- Meier, John, Beiträge zur Erklärung und Kritik mittelhochdeutscher Gedichte, I Spervogel und der Anonymus, Paul und Braunes Beiträge 15,307.
- Moll, Willem, Hendrik, Über den Einfluß der lateinischen Vagantendichtung auf die Lyrik Walthers von der Vogelweide und die seiner Epigonen im 13. Jahrhundert, Amsterdam 1925.
- Müller, Gunther, Gradualismus, Eine Vorstudie zur altdeutschen Literaturgeschichte, Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literaturwissensch. und Geistesgesch. Jahrg. 2 Heft IV.
- Naumann, Hans, Versuch einer Einschränkung des romantischen Begriffs Spielmannsdichtung, Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literaturwissensch. und Geistesgesch. Jahrg. 2 Heft IV.
- Panzer, Friedrich, Das altdeutsche Volksepos, Vortrag, Halle a. S. 1903.
- Paul, Hermann, Kritische Beiträge zu den Minnesingern, Paul und Braunes Beiträge 2,406.
- Plenio, Kurt, Bausteine zur altdeutschen Strophik, Paul und Braunes Beiträge 42, 410 und 43,56.
- Roethe, Gustav, Allgemeine deutsche Biographie, 35, 159.
- Roethe, Gustav, Die Gedichte Reinmars von Zweter, Leipzig 1887.
- Scherer, Wilhelm, Deutsche Studien I, Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Philos. hist. Klasse, 64,283, Wien 1870.
- Saran, Franz, Zu Walther 84,30 und 18,1-28, Paul und Braunes Beiträge 27,199.
- Schneider, Hermann, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung, Heidelberg 1925.
- Schönbach, Anton, Bruder Werner, Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Philos. hist. Klasse, 148,VII und 150,I.
- Schönbach, Anton, Die älteren Minnesinger, Sitzungsberichte u.s.w. 141,II, Wien 1899.
- Sombart, Werner, Der moderne Kapitalismus, Leipzig 1902.

- Steinger, Hans, *Fahrende Dichter im deutschen Mittelalter*, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissensch. und Geistesgesch., Jahrg. 8, Heft I.
- Vogt, Friedrich, *Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur*, I. Teil, Berlin und Leipzig 1922.
- Vogt, Wilhelm, H., *Der frühgermanische Kultredner*, Acta philol. Scandinavia 2 (1927) S. 250.
- de Vries, Jan, *Altgermanische Religionsgeschichte*, Berlin 1935-37.
- Wallner, Anton, *Zu Walther von der Vogelweide*, Paul und Braunes Beiträge 33,1.
- Wallner, Anton, *Kerlinc und Spervogel*, Prager deutsche Studien, Bd. 8 (1908).
- Wilmanns-Michels, *Walther von der Vogelweide, I Leben und Dichten*, vierte Auflage, Halle 1916.
- Wilmanns-Michels, *Walther von der Vogelweide, II, Lieder und Sprüche*, vierte Auflage, Halle 1924.
- Wisser, Wilhelm, *Zu Spervogel: der Archetypus von AC*, Progr. Jever 1882.

STELLINGEN

I.

Het vermoeden, dat in de volgende dichtregels van Robyn (Jenaer Liederhandschrift, Abdruck von G. Holz, Leipzig 1901, VII,2)

Nitharden muoz ich klagen
Bruder wirnenen lange.
Der muoz uns wol behagen
Er hetzync mit getwange.
Kunde guot bejagen.

„hetzync” de naam van een verder onbekend dichter zou zijn (Holz bl. 237; evenzoo Lamey, Bruder Wernher, Karlsruhe 1880) is onjuist.

II

Ten onrechte meent Holz, dat in de onder stelling I aangehaalde dichtregels Bruder Werner als levend wordt vermeld (zie Holz, Abdruck, bl. 240).

III

De gedachten, die Walther v. d. V. in de spreuk 33,31 ontwikkelt, kunnen als reactie op de Winsbekestrofen 6 en 7 zijn gewekt.

IV

De door Euling in zijn werk: Das Priamel bis Hans Rosenplüt op bl. 15 gegeven Priameldefinitie: Demnach ist das Priamel eine im fünfzehnten Jahrhundert selbstständige Gattung enz. kan niet worden geaccepteerd.

V

In de 1e Merseburger Tooverspreuk kan men tot een passende verklaring van de woorden sâzun hera duoder komen, wanneer men (h)era opvat als gen. plur. van het pron. pers. en duoder afleidt van „dot”.

VI

In de 2e Merseburger Tooverspreuk is „Balderes” een later invoegsel.

VII

Het is Schiller niet gelukt de verschijning van den zwarten ridder in de Jungfrau von Orleans aannemelijk te maken.

VIII

Staring's verdediging van zijn sprookjesgedicht „De Doodendans” tegenover Goethe's ballade „Der Totentanz” is niet als geslaagd te beschouwen.

IX

Staring staat in zijn sprookjesgedicht „De Doodendans” onder invloed van Goethe's ballade „Der Totentanz”.

X

Een nieuwe kritische uitgave van Bruder Werner's spreuken is gewenscht.

XI

De splitsing in mathematisch-fysische en litterair-economische afdeling op de Hoogere Burgerschool zou beter na het 2e leerjaar kunnen plaats vinden.



